



*CDU-Landtagsabgeordneter Adrian Mohr –
Gastredner bei der Veranstaltung in Verden/Aller*

AUS DEM INHALT:

Volles Haus in Verden/Aller

Seite 7

Zwischen Europa und Russland

Seite 3

60 Jahre Gnadentaler Treffen – Teil 2

Seite 15

*Einladung: Schlachtfest des
Kreisverbandes Backnang*

Seite 6

*Kirchenstreit in der Deutschen
Ev.-Luth. Kirche der Ukraine*

Seite 20

INHALT:

AUS DEM BESSARABIENDEUTSCHEN VEREIN E.V.

- Zwischen Europa und Russland..... 3
Adventsfeier oder vorweihnachtliche Feier..... 6

AUS DEM VEREINSLEBEN

- Einladung: Schlachtfest des Kreisverbandes Backnang..... 6
Volles Haus in Verden/Aller..... 7
Zeitzeugenbefragung..... 9
Siebenbürgen-Reise des EBW Donau-Ries..... 11
Seminar: Halbmond am Rande Europas..... 12
Post aus Beresina – die Schule sagt: DANKE..... 12

BILDER DES MONATS FEBRUAR..... 10

AUS DER DOBRUDSCHA

- Drei Tage in Hoffnungsfeld/Arzis..... 13

AUS DEN REIHEN DER ERINNERUNGEN

- 60 Jahre Gnadentaler Treffen – Teil 2..... 15
Reise in die Vergangenheit..... 19
Bessarabische Mameloschen in Deutschland..... 19
Wer hilft weiter? (Rezept Piroggen)..... 19

KONTAKTE ZU BESSARABIEN

- Musikprofessorensensemble Romeo und Tatjana
Luchian aus Moldawien wieder zu Gast
im Dom zu Verden/Aller..... 20

KIRCHLICHE NACHRICHTEN

- Kirchenstreit in der Deutschen Ev.-Luth. Kirche
der Ukraine..... 20
Neujahrgottesdienst in der ev. Gemeinschaft
zu Hofgeismar..... 21

LESERBRIEF..... 22

BUCHVORSTELLUNG..... 22

FAMILIENANZEIGEN..... 23

IMPRESSUM..... 24

TERMINE 2017

- 11.03.2017 Schlachtfest Regionalverband Backnang,
14.30 Uhr, Gem.halle Groß Aspach
22.04.2017 Klöstitzer Begegnungstag in Pölde/Harz,
11 Uhr
23.04.2017 Heilbronner Kreistreffen in der
„Alten Kelter“ Brackenheim-Botenheim
29.04.2017 Veranstaltung in Lunestedt
29.04.2017 5. Treffen der Bessarabiendeutschen in
Berlin-Karlshorst, Beginn: 10.30 Uhr,
Ende: ca. 16 Uhr
06.05.2017 Treffen der Hoffnungstaler in Sindringen,
11 Uhr
21.05.2017 Tag der Begegnung in Güstrow
27.08.2017 Dorffest in Peterstal - Kurudschika
30.09.2017 Teplitz 200 Jahre-Jubiläumsveranstaltung
in Backnang
31.10.2017 Bessarabertreffen am Reformationstag
in Todendorf

Die Geschäftszeiten des Bessarabiendeutschen Vereins

Hauptgeschäftsstelle in Stuttgart:

Mo – Fr: 10.00 – 12.15 Uhr und 13.15 – 17.00 Uhr
Tel. 0711/440077-0, Fax 0711/440077-20

Öffnungszeiten des Heimatmuseums:

Montag bis Freitag, jeweils 10.00 – 17.00 Uhr,
an Wochenenden für Gruppen nach
telefonischer Vereinbarung

Wir freuen uns über Reaktionen unserer Leser zu unseren
Artikeln. Die Leserbriefe geben die Meinung der Leser wieder,
nicht die der Redaktion. Kürzungen müssen wir uns vorbehalten.
Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

IHRE REDAKTION.

Die nächste Ausgabe des Mitteilungsblattes
erscheint am 2. März 2017

Redaktionsschluss für die März-Ausgabe
ist am 15. Februar 2017

Redaktion der Februar-Ausgabe: Christa Hilpert-Kuch
Redaktion der März-Ausgabe: Christa Hilpert-Kuch

Im Auftrag des Bessarabiendeutschen Vereins e. V.

Online-Redaktion

Administrator Heinz Fieß
homepage@bessarabien.de

Zwischen Europa und Russland

Eine Sommerreise im Jahre 2016 nach Seimeny und Bessarabien

TEXT UND FOTOS:
DR. SIMON KARZEL,
STADTARCHIV LUDWIGSBURG

Bereits in der frühmorgendlichen Dunkelheit Ludwigsburgs sind Seimeny und Bessarabien allgegenwärtig. Ottomar Schüler, Sprecher der Heimatgemeinde Seimeny und Träger der Ludwigsburg-Medaille, ist voller Vorfreude und schwelgt in Erinnerungen an frühere Reisen in ein Gebiet, das für die meisten Ludwigsburger sowohl geographisch als auch kulturell jenseits der Wahrnehmung liegt. Bessarabien als politische Einheit gibt es schon lange nicht mehr, trotzdem lebt die Erinnerung an diesen dreieckig langgezogenen Landstrich in Osteuropa vor allem in Baden-Württemberg, aber auch in anderen Bundesländern und Staaten der Welt, fort – überall dort, wo sich Bessarabiendeutsche nach dem Zweiten Weltkrieg niederließen.



Als Folge des Hitler-Stalin-Paktes siedelten 1940 alle 93 000 Bessarabiendeutschen in das Deutsche Reich um. Einer von ihnen war Ottomar Schüler, der im Alter von sechs Jahren mit seiner Familie – wie alle Bessarabiendeutschen – die Donau aufwärts fuhr, um dann im heutigen Polen auf einem Hof neu angesiedelt zu werden. Auf der Flucht vor der heranrückenden Roten Armee wurde er 1945 abgefangen und nach Kasachstan verschleppt. Da die Sowjets ihn als russischen Staatsangehörigen betrachteten, hatte er erst durch eine glückliche Wendung im Jahr 1959 die Möglichkeit, in die Bundesrepublik auszureisen. Einige Jahre war er so Führer einer Traktorbrigade bei Karaganda. Das ist lange her, aber wenn Schüler in seiner einfachen, klaren Sprache mit dem ganz eigenen Klang der Bessarabiendeutschen zu erzählen beginnt, schrumpft die zeitliche und räumliche Distanz zusammen und der Zuhörer wähnt sich mitten in der bessarabischen Steppe, am Ufer des Dnjester-Limans oder auf einer Dorfstraße.

Unsere kleine Gruppe aus Ludwigsburg unter Leitung von Oberbürgermeister Werner Spec reist nach Seimeny in der heutigen Westukraine, um endlich selbst die ferne Patengemeinde kennenzulernen. Außer Ottomar Schüler war bisher niemand aus der Reisegruppe in dem Gebiet zwischen den Flüssen Pruth, Dnjester



und dem Schwarzen Meer. Die Anreise gestaltet sich vergleichsweise einfach: zwei kurze Flüge mit Umsteigen in Wien – und Odessa, die Stadt Katharinas der Großen, ist erreicht. Mehr oder weniger eine gerade, nach Osten führende Linie, die das Flugzeug auf seinem Weg beschreibt. Im Gegensatz zu den strapaziösen und verschlungenen Pfaden durch Gebirge, Ebenen und zu Wasser, die die Vorfahren Ottomar Schülers Anfang des 19. Jahrhunderts zu beschreiten hatten, eine vermeintlich zu vernachlässigende Distanz. Im Flugzeug ist es zwar eng, aber der Aufenthalt dort beschränkt sich auf wenige Stunden und nicht mehrere Wochen, wie in den Ulmer Schachteln, mit denen viele der Bessarabiendeutschen auf der Donau ins damalige Neurussland fuhren. Schnell zieht die Landschaft unter uns dahin, immer wieder erinnert sich Schüler an seine Kindheit und selten war es zutreffender von einer Zeit, die wie im Flug vergeht, zu sprechen...

Der Flughafen von Odessa ist im europäischen Vergleich klein und schon etwas in die Jahre gekommen. In der niedrigen Ankunftshalle erwarten den Neuan-

kömmling einige gedrängte Kabinen der Zöllner. Die Wartezeit für die nicht ganz gefüllte Maschine aus Wien erscheint absehbar. Die Warteschlangen verkürzen sich zunehmend und wir sind mit den Gedanken schon auf der anderen Seite der Passkontrolle. Passkontrollen sind in den letzten Jahren für den, der nur in der Europäischen Union reist, zu einem Relikt aus der Zeit des Kalten Kriegs geworden. Doch die Beamten arbeiten schnell und ohne Umschweife. Wer kann, murmelt ein schüchternes „Spasiba“ und lässt nach der Kontrolle dann zügig den Schalter hinter sich. Umso verwunderter sind wir, als wir bemerken, dass die Beauftragte für Städtepartnerschaften noch immer nicht einen der schmalen Durchlässe zwischen den Zollkabinen passiert hat. Während sich der Raum hinter den Zollschranken schnell leert, wird uns bewusst, dass irgendetwas nicht stimmt. Bald stellt sich heraus, dass die Kollegin scheinbar auf einer Liste unerwünschter Personen des ukrainischen Geheimdienstes steht. Wer auf dieser Liste geführt wird, erhält keine Einreiseerlaubnis. Die Situation gestaltet sich als sehr verfahren. Zwar sind die Zollbeamten sehr höflich und korrekt, aber bestimmt. Keiner lässt sich erweichen. Telefonate mit dem deutschen Botschafter in Kiew und dem ukrainischen Amtskollegen in Deutschland bleiben ergebnislos. Auch Dr. Edwin Kelm, der große Brückenbauer zwischen den heutigen Bewohnern Bessarabiens und den Bessarabiendeutschen, der uns persönlich in Empfang nimmt, findet kein Gehör bei der Schichtleiterin der Zöllner. Die Kollegin bleibt für uns hinter einem Wandschirm verborgen. Wir können über die Barriere hinweg noch mit ihr sprechen, aber die Ereignisse verdeutlichen, dass ein Grenzübertritt nicht immer eine Selbstverständlichkeit ist. Unter der Hand gibt man uns zu verstehen, dass es das klügste sei, nicht auf eine offizielle Überprüfung des Einreiseverbots zu bestehen. Dies könne mehrere Tage oder gar Wochen in Anspruch nehmen, in denen sie in einer



Zelle für Abschiebehäftlinge auszuharren habe. Man legt ihr vielmehr nahe, sich wieder in die Maschine nach Wien zu setzen, die extra auf dem Rollfeld aufgehalten wird. Alle Reiseunterlagen und Gastgeschenke, die allein in ihrem Koffer sind, treten so unverrichteter Dinge mit ihr die Heimreise an. Bis heute gibt es keine offizielle Erklärung, was das Einreiseverbot bewirkt haben könnte.

Etwas konsterniert machen wir uns auf den Weg in die Haupthalle des Flughafens. Jeder wechselt einen kleinen Betrag, die offizielle Reisekasse befindet sich ja inzwischen auf dem Rückweg nach Ludwigsburg... Valerij Skripnik, der engste Mitarbeiter von Dr. Kelm, lotst uns auf den Parkplatz. Eine längere Fahrt parallel zum Ufer des Schwarzen Meeres steht uns bevor. Plattenbauten, Hochglanztankstellen, ein riesiger Baumarkt westlichen Zuschnitts, dazwischen Ladas, Moskwitschs und vereinzelt westliche Automarken – der Feierabendverkehr setzt in Odessa ein. Noch sind wir nicht wirklich angekommen, die Landschaft zieht an uns vorbei und wir versuchen das Erlebte zu reflektieren. Bald überqueren wir mittels einer schmalen Landzunge und einer Brücke den Liman, den kilometerbreiten Mündungsbereich des Flusses Dnjester, und erreichen bei Satoka Bessarabien. In Sergejiwka, einem ehemaligen sowjetischen Kurort, beziehen wir wenige Meter vom Schwarzen Meer entfernt unser in einem Garten gelegenes Hotel. Das Abendessen findet im nahe gelegenen Ort Schabo statt. Der Ort ist bekannt für seine Weinbautradition. Anfang des 19. Jahrhunderts kamen französischsprachige Schweizer auf Einladung des Zaren Alexander I. und noch heute zeugen die großzügige Weinkellerei und ein schmuckes Restaurant von einem erfolgreichen Wissenstransfer. Der Tag klingt aus mit einer kurzen Spazierfahrt entlang des Schwarzen Meeres bei Sergejiwka.

Der nächste Morgen beginnt mit einem gemeinsamen Frühstück mit der Bürgermeisterin von Seimeny. Elena Sotik nimmt uns schon im Hotel in Empfang. In der Hauptstadt des Rayons Bilgorod-Dnjestrowski dem früheren Akker-

man machen wir einen kurzen Halt am Markt, vorbei am obligatorischen Kwas-Verkauf aus dem fahrbaren Kanister, besuchen eine Journalistin der Lokalzeitung und werfen einen Blick auf die weiße Festung am Liman, die noch immer namensgebend für die Stadt ist: Bilgorod-Dnjestrowski heißt weiße Stadt am Dnjester, ebenso wie das türkische Akkerman oder das rumänische Cetatea Alba. Viele Herren, aber immer der gleiche Name, möchte man meinen. Bessarabien war schon immer ein Grenzland – umkämpft, erobert, zurückgewonnen und verlassen.

Nach einer halben Stunde Fahrtzeit erreichen wir bezeichnenderweise zu erst den Friedhof von Semenivka, so der heutige Name von Seimeny. Das einzige was auf diesem ukrainischen Friedhof an Seimeny erinnert ist ein einzelner deutscher Grabstein, der die Auffassung des ursprünglichen Friedhofs überstanden und hier Asyl gefunden hat. Dann sind wir ganz in Seimeny: Zwei sich im Horizont verlaufende staubige Dorfstraßen, gesäumt von den Höfen, die häufig seit ihrer Erbauung durch die deutschen Kolonisten nicht mehr verändert wurden. Am Beginn der von der Landstraße abzweigenden ersten Dorfstraße wurde vor einigen Jahren eine orthodoxe Kirche errichtet, auf deren Metalldach die Sonne reflektiert. Vis-à-vis begrüßt den Besucher ein etwas überdimensioniertes Ortsschild aus Beton, farbig bemalt mit dem Ortswappen, das auch das Wappen der Bessarabiendeutschen ist. Ganz unten, am Fuß des vier Meter hohen Gebildes, erinnert eine kleine Tafel auf deutsch und ukrainisch an die ehemaligen Bewohner. Ottomar Schüler wird in der orthodoxen Kirche freudig wie ein alter Bekannter begrüßt. Für jeden hat er ein freundliches Wort, zu jedem fällt ihm eine Anekdote von früheren Besuchen ein. Wir arbeiten uns langsam die Dorfstraße hinunter. Immer wieder stoppt das Auto, damit wir einzelne Höfe anschauen können. Am Himmel zeigen sich allmählich erste Schleierwolken, weitläufig ist die Straße, bis zu den Häusern sind jeweils etliche Meter. Dazwischen Bäume und die Pfosten der Stromleitung, die sich am Ende der Straße alle in einem Fluchtpunkt zu vereinen scheinen.

Das Hoftor von Schülers Geburts- und Elternhaus ist verschlossen, die heutigen Eigentümer arbeiten. So müssen wir uns mit dem Blick über den Zaun begnügen und von dort den Erläuterungen Schülers lauschen. Ottomar Schüler zeigt angesichts der verschlossenen Türen keine Anzeichen von Bedauern. Stolz berichtet er vom Weinkeller, der sich auf dem



Grundstück befindet. Das ehemalige Bethaus von Seimeny verbirgt sich hinter kleinen Bäumen und Sträuchern. Die Freitreppe ist weitgehend zu gewuchert, das Gebäude einsturzgefährdet. Über einen Feldweg, der uns eher wie ein Schleichweg vorkommt, fahren wir hinunter an den Liman des Dnjester, der nur wenige hundert Meter von Seimeny entfernt ist. Ottomar Schüler weist auf eine Anhöhe hin und erzählt, dass sich hier einst die Dorfjugend getroffen habe – in ausreichender Distanz zu den Erwachsenen im Dorf. Elena Sotik, die junge Bürgermeisterin, wirft ein, dies sei auch heute noch so. Auf den letzten Metern fällt der Pfad sanft zum Ufer des flachen Liman ab. Als wir um die letzte Kurve biegen,



öffnet sich vor uns ein Panorama voll ursprünglicher Schönheit: der weite Blick über die Wasserfläche, ganz hinten am Horizont muss schon Moldawien liegen, im seichten Wasser stehen zahlreiche Kühe im Wasser und suchen Kühlung. Kurz nachdem wir ausgestiegen sind, kommen gemächlich eine Ziegenherde sowie einige Schafe den Hang hinunter, um im Liman zu trinken. Zwischen den Bäumen sind noch die Fundamentreste einer längst zurückgebauten, elektrischen Pumpstation zu erkennen.

Die Mittagshitze ist inzwischen deutlich spürbar und wir folgen gern der Einladung der Bürgermeisterin zum Mittagessen. Im zweckmäßigen Komplex von Rathaus, Schule und Kindergarten ist bereits alles vorbereitet. Alle verfügbaren Tische sind zu einer langen Reihe zusammengeschoben worden, darauf reiht sich eine hoch aufgetürmte Platte voll mit Spezialitäten der ukrainischen Küche an die ande-



re. Nach der Borschtschsuppe, kommen Pelmeni, unzählige Berge von frischem Gemüse, Hähnchenschenkel und schließlich für Mitteleuropäer ungewohnt natürlich süß schmeckendes Obst. Auf eine Mahlzeit, die einen gewissen Fettgehalt hat, folgt zwangsläufig ein Wodka... Abgerundet wird das opulente Speisen durch eine von der Bürgermeisterin selbstgemachte Nachspeise, die entfernt an Götterspeise erinnert, nur mit viel Milch.

Gut gestärkt folgt nun der offizielle Teil des Besuchs: alle Beteiligten nehmen Haltung an und lauschen den feierlichen Reden und Grußworten. Geschenke werden getauscht, das ferne Ludwigsburg grüßt das Dörfchen Seimeny in Bessarabien bzw. die Gemeinde Semenivka in der Ukraine. Stolz zeigen uns Schulleiterin und Kindergärtnerin die Räume, in denen die Kinder Semenvikas auf Europa, Russland und die übrige Welt vorbereitet werden. Besonders auffällig ist, dass alle wichtigen Positionen in der kleinen Gemeinde Semenvika fest in weiblicher Hand sind. Anna Sergienko leitet schon seit mehreren Jahren den Kindergarten, Albina Tyschtschuk steht der Dorfschule vor und auch die ehemalige Bürgermeisterin Alexandra Grigorenko treffen wir bei der anschließenden Fahrt durchs Dorf.



Auf dem Rückweg vermittelt uns Elena Sotik noch einen Termin im Rathaus der Bezirkshauptstadt Bilgorod-Dnjestrowski. Spontan empfängt uns der stellvertretende Bürgermeister und die Leiterin des Amtes für wirtschaftliche Entwicklung. In dem pastellfarbenen angestrichenen Plattenbau wird der ukrainischen Seite das Konzept der nachhaltigen Stadtentwicklung und der internationalen Städtepartnerschaft vorgestellt sowie Möglichkeiten der Kooperation ausgelotet. Der Abend klingt dann bei einem Abendessen in Sergejiwka in einem direkt am Wasser des Limans gelegenen moldawischen Restaurant aus. Am Limanufer haben sich einige Restaurants etabliert, bis spät in die Nacht tönen die Bässe der russischen Popmusik bis zu unserem Hotel hinüber.

Der nächste Tag steht ganz im Zeichen von Dr. Edwin Kelm, der uns mit in seine eigene Vergangenheit nimmt. Zuvor steht in Bilgorod-Dnjestrowski noch ein Besuch beim Leiter des Kreisrats an. Auch hier geht es um die Sondierung einer



möglichen Zusammenarbeit. Im selben Ort besichtigen wir die auf Initiative der Bessarabiendeutschen wieder aufgebaute evangelische Kirche. Gleichzeitig werden wir Zeuge des vor dem Hintergrund der Krimkrise aufkeimenden ukrainischen Nationalstolzes, der sich in Form eines spontan wirkenden Autokorsos mit Nationalflaggen anlässlich des Unabhängigkeitstags äußert. Wir lassen die Hauptstadt des Rayons hinter uns für eine längere Fahrt durch die Weite Bessarabiens. Der schlechte Straßenzustand zwingt uns zu einem längeren Umweg. Zuerst geht es nach Norden bis fast an die moldawische Grenze. Immer wieder begegnen uns riesige Lastwagen, die landwirtschaftliche Produkte, meistens Getreide transportieren. In Sarata steht als nächstes der „Dom in der Steppe“ auf dem Programm. Hier, in diesem verschlafenen Städtchen, sind ein Laster und ein Auto in einander verkeilt, die umstehenden Männer bemühen sich, die beschädigten Fahrzeuge wieder flott zu bekommen. Nichts erinnert mehr an die sowjetischen Atomraketen, die früher hier stationiert waren.

Im ehemaligen Örtchen Friedenstal ist Dr. Kelm ganz in seinem Element: in seinem Geburtsort werden wir schon von den wichtigsten Männern des Dorfs erwartet. Ein Empfangskomitee bestehend aus Bürgermeister, Schulleiter, Pope und reichstem Mann des Dorfes geleitet uns zum gemeinsamen Mittagessen im Rathaus. Nach dem Gebet des Popen gibt es eine kräftige Suppe mit Schafsfett, zahlreiche



Trinksprüche und einen zaghaften Austausch über die ukrainische Lebenswirklichkeit: Warum gibt es momentan keine befahrbare Straße in den Ort? Wohin verschwinden die für den Straßenbau vorgesehenen Gelder? Waren es gestern in Seimeny noch die Frauen, die die Gemeindeverwaltung dominieren, sehen wir heute nur Männer, lediglich beim Auftragen der Mahlzeiten huschen einige Frauen vorbei. Dr. Kelm zeigt stolz sein Geburtshaus, das er auf eigene Kosten zu einer Kranken- und Sozialstation umbauen lässt. Anschließend besichtigen wir auch das Edwin-Kelm-Museum, das im ehemaligen Hof von Kelms Großeltern untergebracht ist. Mühsam ist der Rückweg aus Friedenstal. Erneut quält sich das Auto über verborgene Schleichwege durch Weinberge sowie über Felder und Privatgrundstücke. An einigen Stellen haben die Grundstückseigentümer Erdwälle aufgeschüttet, um zu verhindern, dass der Schleichweg über ihren Grund führt. Letzter Programmpunkt ist die Besichtigung der imposanten Kirchenruine von Lichtental. Am frühen Abend erreichen wir wieder die Schwarzmeerküste. Der Tag war angesichts der desaströsen Straßen einerseits sehr beschwerlich, andererseits aber aufgrund der großen Sachkenntnis von Kelm, Schüler und unserem Fahrer Valerij ein großer Gewinn.

Auch die Rückreise am nächsten Tag ermöglicht uns noch interessante Einblicke in die Befindlichkeiten der zwischen West und Ost hin- und hergerissenen Ukraine. Leonid, der ältere Bruder von Valerij erzählt uns auf der Rückfahrt seine Sicht der Dinge. Im Gegensatz zu seinem Bruder Valerij, der für eine proeuropäische Ukraine eintritt, ist der ehemalige Offizier des KGB skeptisch. Lange Jahre war er in der DDR stationiert und vertritt entschieden die ukrainische Orientierung am großen russischen Brudervolk. In Odessa, das wir bedauerlicherweise nur im Vorübergehen besichtigen können, erfahren wir, dass am gestrigen Nationalfeiertag ukrainische Nationalisten an der berühmten Potemkinschen Treppe nur Personen in Nationaltracht auf die Treppe gelassen haben – allen anderen blieb der Zutritt verwehrt.

Ohne nennenswerte Probleme machen wir uns zurück auf den Weg nach Deutschland. Ein letzter Blick aus dem Flugzeug über den Dnjester-Liman, dann wird die Wolkendecke dichter und wir haben Zeit, uns mit den intensiven Erlebnissen der letzten Tage auseinanderzusetzen. Neben den vielen herzlichen Begegnungen bleibt das unbestimmte Gefühl, dass durch die Ukraine im Jahr 2016 ein tiefer Riss geht, der Ausgang der aktuellen Verwerfungen ist ungewisser denn je.

Adventsfeier oder Vorweihnachtliche Feier?

Der Bundesvorsitzende Günther Vossler schlug vor, den nachstehenden Beitrag, gehalten bei der Vorweihnachtlichen Feier am 4.12.2016 im Heimathaus, im Mitteilungsblatt zu veröffentlichen.

INGO RÜDIGER ISERT

Nach einer Tasse Kaffee, die wir letzten Dienstag getrunken hatten, sagte Günther Vossler beim Hinausgehen: „Die Vorweihnachtliche Feier ist ja ein Kind des Heimatmuseums. Kannst du am Sonntag [also am 4.12.] erklären, was der Unterschied zwischen Adventsfeier und Vorweihnachtlicher Feier ist?“ Er schmunzelte dabei. Ich weiß nicht, warum. Überrascht sagte ich zu, ohne zu ahnen, worauf ich mich da eingelassen hatte.

Es stimmt: In meiner Zeit als Vorsitzender des Heimatmuseums und später als Bundesvorsitzender des Bessarabiendeutschen Vereins hatte ich traditionsgemäß am 2. Adventssonntag eine Vorweihnachtliche Feier eingeplant. Dies hatte ich von meinem Vorgänger Christian Fieß so übernommen. Auch an dem Begriff „Vorweihnachtliche Feier“ rüttelte ich nicht. Wenn jemand mich fragte, wann in diesem Jahr die Adventsfeier des Heimatmuseums sei, so gab ich als Antwort zurück: „Die **Vorweihnachtliche** Feier ist wie immer am 2. Adventssonntag.“ Wenn ich über diese Begriffe nachdachte, dann war meine Erklärung: Christian Fieß war Lehrer und er hatte für die Sprache ein sehr feines Gespür und gebrauchte Begriffe, die sich oft von der Umgangssprache unterschieden. So war für mich alles in Ordnung.

Doch sollte dies alles sein? An diesem besagten Dienstag zu Hause angekommen, dachte ich: „Schau einmal, was das Internet dazu sagt.“ Denn wenn heute jemand etwas wissen will, dann googelt er. So auch ich.

Über Advent fand ich viel:

- Lateinisch adventus bedeutet Ankunft, gemeint ist die Ankunft des Herrn.
- Die Adventszeit war ursprünglich eine 40-tägige Fastenzeit, die die ‚Alte Kirche‘ auf die Tage vom 11. November bis zum ursprünglichen Weihnachtstermin, dem Fest der Erscheinung des Herrn am 6. Januar festlegte. Das 40-Tage-Fasten bezieht sich auf biblische Vorbilder: Moses fastete 40 Tage, bevor er die 10 Gebote empfing, Jesus fastete nach seiner Taufe 40 Tage in der Wüste. Auf dem Konzil von Lerida im Jahr 524 wurde eine vier Wochen dauernde Fastenzeit festgelegt. Die Fastenzeit war jetzt kürzer als die Adventszeit.
- Die Adventszeit umfasste 4 bis 6 Sonntage und wurde vom Papst Gregor dem Großen erstmalig auf vier begrenzt. Die

vier Sonntage standen symbolisch für viertausend Jahre vor Christus Geburt, weil man glaubte, die Erde sei damals erschaffen worden.

Im Laufe der Zeit hat der Advent einen starken Wandel durchlaufen. Heute stellt der Advent eher eine Art des Feierns als des Fastens dar. Seit 1917 wird das Adventsfasten vom katholischen Kirchenrecht nicht mehr verlangt. Die Adventszeit ist nun eine Zeit des Wartens und der Besinnung auf die Ankunft Christus.

So weit in Kürze zum Advent.

Was ist zur Vorweihnachtlichen Feier zu sagen? Als erstes wurde wieder die Suchmaschine Google in Anspruch genommen. Eine Fundstelle nach Duden erschien erfolgversprechend. Ergebnis: Vorweihnachtlich bedeutet „dem Weihnachtsfest vorausgehend“. Das hätte ich ohne Duden auch hingebraucht. Dann bringt die Fundstelle noch, wie vorweihnachtlich als Adverb und als Adjektiv in den 4 Fällen gebeugt wird. Pure Grammatik und keine weitere Erklärung.

Etwas Anderes fand ich nicht. Mein Gedanke war: Eine ziemlich einseitige Angelegenheit und keineswegs befriedigend! Nach dem Abendessen saß ich am Dienstag im Sessel und überlegte, was kann ich am Sonntag wohl berichten.

Meine Frau sah, in welcher ausweglosen Situation ich mich befand. Plötzlich kam sie mit einem Weihnachtsbuch (Cornelia Mack: Das große Weihnachtsbuch) in der Hand, das wir von Freunden einmal geschenkt bekommen hatten. „Vielleicht hilft dir das Buch weiter!“ Ich schlug es auf. Es enthält Berichte über Weihnacht in Polen und sogar in Australien und viel, viel Interessantes mehr. „Wenn ich etwas von der Bedeutung erfahren will“, dachte ich, „muss ich am Anfang nachschauen.“ Im ersten Kapitel las ich über den Advent in etwa das, was ich im Internet schon gefun-

den hatte. Es war nicht mehr spannend. Doch dann kam der Satz: „Manchmal nennt man die Adventszeit auch die ‚Vorweihnachtszeit‘. Doch dieser Begriff stammt aus der nationalsozialistischen Propaganda und war der Versuch, der Adventszeit ihre christlichen Inhalte zu rauben.“ Es war für mich wie ein Donner Schlag. Sollte hier die Erklärung zu finden sein?

Ich las weiter: „Unter dem Titel ‚Vorweihnachten‘ wurde 1942 ein nationalsozialistischer Buchkalender produziert. In diesem Kalender wurde versucht, die christlichen Symbole durch altgermanische Gegenbilder auszutauschen. Dabei ersetzte Knecht Ruprecht den heiligen Nikolaus und erwies sich als wieder auferstandener Schimmelreiter Wotan. Das Christkind wandelte sich in ein ‚Lichtkind‘, die Weihnachtskrippe wurde zum ‚Weihnachtsgärtchen‘, der Weihnachtsbaum zur Jultanne.“ Bis heute wirkt dies in unseren Redewendungen und in unserem Verständnis von manchen Bräuchen nach.

Nebenbei bemerkt: Auch in der DDR wurden Begriffe ersetzt. So wurden aus Weihnachtsmännern ‚Weihnachtsschokoladenhohlkörper‘ und aus Weihnachtsgengeln ‚geflügelte Jahresendfiguren‘. Ob das wirklich in der DDR gebrauchte Begriffe waren, oder ob diese eher einen kabarettistischen Hintergrund haben, darüber will ich mich nicht auslassen.

Die Begriffe „Adventsfeier“ und „Vorweihnachtliche Feier“ sind besprochen. Ich weiß nun Bescheid und Sie, meine Damen und Herren, wissen auch Bescheid.

Die Adventszeit, die Vorweihnachtliche Zeit, steht auch für Gemütlichkeit und Wohlbefinden. Schöne Dinge haben ihre Wertigkeit – gönnen Sie sich etwas Besonderes, wie z.B. heute zum Mittagessen einen knusprigen, leckeren Gänseschlegel! Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Schlachtfest des Kreisverbands Backnang

11. März 2017

Am Samstag, dem 11. März 2017 findet in der Gemeindehalle in Aspach das 26. traditionelle Schlachtfest des bessarabischen Kreisverbandes Backnang statt.

Beginn des Festes um 14.30 Uhr • Saalöffnung ab 14.00 Uhr

Die Spezialitäten werden nach alten überlieferten Rezepten der Vorfahren hergestellt mit reinem Fleisch, welches mit Pfeffer, Salz, Knoblauch und Hochprozentigem verfeinert wird. Es gibt Schlachtplatte mit Kraut-/Kartoffelsalat, Katletten und Bratwurst, aber auch eine Vesperplatte mit Pressmagen, sowie Leber- und Griebenwurst reichlich garniert.

Hierzu wird recht herzlich eingeladen.

Für größere Gruppen bitten wir um Tischreservierung beim Vorsitzenden Michael Balmer, Tel. 0173-3004759 oder beim Kassierer Klaus Zarbock unter Tel. 0176-30530798. Wir freuen uns über zahlreiche Gäste und bringen Sie bitte Ihre Familie, Freunde und Verwandte mit.

Sonntag, 27. August 2017

Dorffest Peterstal-Kurudschika

„Heimat, du bist Mutters Erde, du bist Vaters schönes Land“



Blick vom Friedhof auf Kurudschika

Einladung zum Dorffest.

Liebe deutsche Freunde!

Die Bevölkerung und der Bürgermeister Georgij Paskalov von Peterstal – Kurudschika laden am Sonntag 27. August 2017 alle ehemaligen Bewohner von Peterstal- Kurudschika und der umliegenden Dörfer, alle Freunde, Verwandte, Kinder und Enkel zum Dorffest „Heimat, du bist Mutters Erde, du bist Vaters schönes Land!“ herzlich ein.

Wir warten auf Sie.



Bürgermeister von Peterstal- Kurudschika

/ G. Paskalov /

Herzliche Einladung nach Peterstal-Kurudschika mit einem bunten Programm:

- 10.00 Uhr Begrüßung der deutschen Gäste mit Brot und Salz am Dorfeingang von Kurudschika.
 - 11.00 Uhr Besuch des deutschen Friedhofs in Kurudschika und kurzer Spaziergang durch das Dorf. Alternativ: Kulturprogramm im Kulturhaus Peterstal.
 - 13.00 Uhr Gemeinsames Mittagessen anschließend kurze Zeit für eigene Erkundigungen.
 - 14.30 Uhr Sportwettbewerbe oder Freizeit.
 - 15.30 Uhr Bei gemeinsamem Kaffee und Kuchen sehen wir Filme über Peterstal Jubiläum 2004 und Feier 2008 sowie den Nikolaustag (auf deutsch).
 - 17.00 Uhr Erholung für alle Gäste (auch für die, die nicht übernachten) in Gastfamilien.
 - 19.00 Uhr Gemeinsames Abendessen.
 - 20.00 Uhr Unterhaltungsprogramm bis in die Nacht (Volkstänze, Singen, Erzählen).
- Eine Übernachtung in Peterstal ist für alle Gäste möglich.

Liebe Grüße von Jelena.

E-Mail: Lena.Barbova@mail.ru / Tel. 00 38 0966 750 479



Die Deutschen aus Kurudschika-Peterstal und Kolatschowka halten seit Jahrzehnten engen Kontakt zu ihrer ehemaligen deutschen Kolonisten-Gemeinde Kurudschika und den umliegenden Ortschaften.

So wurde von deutscher Seite in den letzten Jahren vielen Menschen in Not, vor allem bei schwerer Krankheit geholfen. Ob Fußböden, sanitäre Anlagen, Heizung, Fenster, Einrichtungen - die Schule ist immer wieder aufs Neue wichtig. Durch ein Vermächtnis von Hugo Gehring konnten im letzten Jahr in Kurudschika befestigte Gehwege zur Bushaltestelle angelegt und ein neuer Holzfußboden im Kulturhaus in Peterstal eingezogen werden. Das regendurchlässige Dach des Kulturhauses wurde saniert.

Das Dorf will sich bei diesem Fest ganz besonders bei den Deutschen und bei der Familie Gehring bedanken. Das Motto des Dorffestes »Heimat, du bist Mutters Erde, du bist Vaters schönes Land« soll die Freundschaften zwischen allen Volksgemeinschaften, die hier Heimat gefunden haben, ausdrücken.

Neben den deutschen und ukrainischen Anbietern von interessanten Studienreisen im Zeitraum des Festes gibt es vom Dorf aus die Möglichkeit, sich vom Flughafen Kischinew abholen und später zu weiteren Aufenthaltspunkten fahren zu lassen.

Die Deutschlehrerin Jelena Barbova organisiert Übernachtungen im Dorf und begleitet beim Dolmetschen.

Alfred Hein, Alfred-Hein@gmx.de / Tel. 07130 7373

Bitte um Unterstützung:

Spenden für humanitäre, schulische oder kulturelle Hilfe an:

Bessarabischer Verein. BW-Bank Stuttgart, IBAN: DE 76 6005 0100 0001 2870 42

Stichwort: „Ehemalige Gemeinde Kurudschika“ oder „Dringende Sanierung der kleinen Kirche in Kurudschika“

Das Heimatmuseum in Peterstal möchte eine Deutsche Ecke aufbauen, dazu bitten der Bürgermeister und die Gemeinde herzlich um Gegenstände und Fotos mit Beschreibung aus der deutschen Kolonisten Zeit.

Volles Haus am dritten Advent im Hotel Niedersachsenhof in Verden/Aller mit dem MdL Adrian Mohr

TEXT: CHRISTA HILPERT-KUCH
FOTOS: KATHRIN LEONARD UND
CHRISTA HILPERT-KUCH

Durch die zusätzliche Information der örtlichen Presse folgten mehr als 120 Personen der Einladung zur Themenveranstaltung am 11. Dezember 2016 über „Sitten und Gebräuche“ im einstigen Bessarabien nach Verden.

Darunter waren viele neue bessarabische Nachkommen und auch Interessierte aus dem direkten Umfeld des Landkreises Verden aber auch viele Teilnehmer bessarabischer Herkunft weit entfernter Distanzen.

In ihrem Vortrag verband die Initiatorin, Christa Hilpert-Kuch, die Weihnachtszeit mit zwei besonderen Tatsachen, welche die maßgeblichen Voraussetzungen bei der raschen Entwicklung und Bildung der für die Bessarabiendeutschen geltenden „Sitten und Gebräuche“ darstellten. Einmal war es die für die deutschen Kolonisten geltenden Ansiedlungsvorschriften einer ausländischen Kolonie und zum Anderen für einige ihre streng religiöse Grundhaltung der eingewanderten Pietisten aus Deutschland.

Die Kirche war der Hüter und das Machtzentrum, sodass sich ihre Sitten und Gebräuche aus der Urheimat Deutschland in Bessarabien entfalten konnten und zu diesem festen Gemeinschaftswesen führte.

Dieser Sachverhalt bildete die Säulen der Bessarabiendeutschen für ein gelungenes, sicheres und friedliches Zusammenleben mit anderen Völkern. Es stand in enger Verbindung mit dem Kreislauf des Lebens, des bäuerlichen

Arbeitsjahres oder mit dem Ende des Kirchenjahres zu Weihnachten.

Wieviel Lebensglück dieses Gemeinwesen für den Einzelnen bedeutete war vorrangig von dem monetären Status seiner Herkunftsfamilie abhängig und stellt für Hilpert-Kuch in vielen erzählten Erinnerungen den wesentlichen Unterschied dar.

Sie würde es sehr begrüßen, wenn sie vermehrt in die Lebensgeschichten der weniger Betuchten, der Abseitsstehenden, aber eigentlichen breiten bessarabischen Bevölkerungsmasse, der so gepriesenen „tüchtigen und frommen Leute“, des Bauern und Handwerkervolkes schauen dürfte. Informationen darüber bittet sie unter: hilpert1@gmx.de.

„Sitten und Gebräuche sind Lebensformen die oftmals mehr als Gesetzesparagrafen im Zusammenleben der Völker wirken und bestimmend sind, fuhr sie fort.

Religiöse Menschen haben Wertevorstellungen und diese nehmen eine wichtige Rolle in ihrer Gemeinschaft ein.

„Erleben wir nicht gerade hier in Europa, bei uns in Deutschland mit den Flüchtlingsströmen eine Wiederholung unserer Geschichte und nehmen wir hierauf auch unsere eigene Reaktionen wahr?“

Ein ganz besonderer Höhepunkt in dem so arbeitsreichen Leben waren die Weihnachtsfeiertage für alle Familien in Bessarabien.

Die Vorfreude auf ihr schönstes Fest des Jahres half das für die große Mehrheit schwere Leben zu ertragen und über so manche Sorgen innerhalb des Jahres hinweg.

Dann konnte man ausruhen und die Verwandten besuchen, gutes Essen kochen und Kekse für die Liebsten backen. Dafür wurde wirklich in vielen Häusern gespart! Wenigstens an Weihnachten wollte man füreinander da sein. Man machte gern Ausflüge mit dem Pferdeschlitten und Besuche von Haus zu Haus. Aber vor allem war es ein Fest für ihre in großer Anzahl vorhandenen Kinder.

Wenngleich das Angebot an Spielzeug nicht so reichhaltig war und so aufwendig wie bei uns, so gab es doch viele Dinge die ein Kinderherz erfreuten. Puppen, Tiere aus Porzellan und Stoff, Wiegen, kleine Möbel und vieles mehr...

Für den kleinen Buben von vier bis sechs Jahren sei das Reitpferd der höchste Wunschtraum gewesen. Mit großer Ausdauer und Liebe wurde so ein Pferd entweder vom Vater selbst oder unter Mithilfe eines geschickten Bastlers aus Holz gefertigt und dann mit Kalbsfell bezogen. Ebenfalls echt waren die Kammhaare.

Zu dem heutigen Bessarabien der Westukraine und Moldawien bestehen seit einigen Jahren freundschaftliche Beziehungen. Viele Hilfsprojekte und kulturelle Initiativen wurden von der Seite der Bessarabiendeutschen ins Leben gerufen. Als deutliche Beispiele unter anderen: Die Wiederherstellung der Kirche von Albota und Sarata, auch der Dom in der Steppe genannt, oder der Aufbau und die Eröffnung des interaktiven Friedentaler Bauernmuseums. Ebenfalls, seit Neuestem und nicht zu vergessen, der Umbau des Elternhauses von und durch Dr. Edwin Kelm zu einer Diakonie-Sozial- und Krankenstation, mit einer großen Einweihungsfeier im Oktober 2016 für Friedental.

Moldawien ist es nach 25 Jahren gelungen dauerhafte und zuverlässige Beziehungen zur Europäischen Union aufzubauen. Nur allzu gern würde die Ukraine den gleichen Weg einschlagen. Bessarabien liegt in der Westukraine und ist immer noch ein sicheres Reiseland trotz der Unruhen im Osten.

Das kleine Orchester im Hotel Niedersachsenhof unter Leitung von Helmut Schulz, mit Elisabeth Moritz an der Gitarre, Christa Hilpert-Kuch an der Mundharmonika, Erwin Becker an der Trompete und Helmut Schulz an der Harnoschka sorgte im Laufe des Nachmittags immer wieder mit weihnachtlichen Klängen für festliche Stimmung. Nach dem gemeinsamen Lied „Ihr Kinderlein kommet“ richtete Hilpert-Kuch die Aufmerksamkeit der Teilnehmer auf den Gastredner: „Adrian Mohr“.

Die Ansprache des CDU-Landtagsabgeordneten Adrian Mohr bildete den Mittelpunkt dieser Veranstaltung.

(Archivbild) Familienfoto unter dem Tannenbaum einer wohlhabenden Familie in Bessarabien





Initiatorin
Christa Hilpert-Kuch



CDU Landtagsabgeordneter
Adrian Mohr



Blick in den Festsaal

Mohr gab sich als bessarabiendeutscher Nachfahre zu erkennen.

Seine Heimatgemeinde in Bessarabien ist Neu Borodino. Der Politiker kam in Begleitung seiner aus Bessarabien abstammenden Mutter und las aus den Kindheitserinnerungen „Weihnachtliche Sitten und Gebräuche der Bessarabiendeutschen“ von Christian Fiess.

Die Zuhörer erfuhren unter anderem, dass die Weihnachtszeit eine ereignisreiche und geheimnisvolle Zeit war.

Bereits im Oktober seien Gänse und Schweine für das Fest geschlachtet worden.

Im Dezember wurde wirklich einen ganzen Monat mit dem großen Backofen gebacken und gekocht. In jedem Haus duftete es nach Weihnachten, denn bis zu 15 Sorten Beigeles wurden in der Weihnachtsbäckerei hergestellt.⁴⁵

Einen Adventskranz hätten die Bessaraber damals nicht gehabt. Die Weihnachtsgeschenke von „Doda und Döde“, den Paten, wurden von den Kindern sehnsüchtig erwartet. Auf den Tannenbaum wollte man aber nicht verzichten. Der Anblick des glanzvoll geschmückten Weihnachtsbaumes in der Kirche oder Zuhause verzauberte die Kindergesichter und ließ diese hell erstrahlen.

Das Erscheinen des Christkinds mit seinem weißen Kleid und Schleier war der Höhepunkt des Heiligen Abends und wurde herbeigesehnt, denn es läutete die Bescherung ein.

Rasselnde Kettengeräusche draußen vor der Haustür trieben so manchem Kind große Schauer über den Rücken. Es war der gefürchtete Pelzmärte – „ein roher Geselle“.

Den braven Kindern legte er Äpfel und Nüsse unter das Fenster.

Erst wenn die Kinder seinen Besuch unbeschadet überstanden hatten konnten sie sich voller Freude ihren Geschenken und all den Kostbarkeiten, wovon man das ganze Jahr geträumt hatte, hingeben. Der erste Weihnachtstag sei geprägt von Gottesdienst und Krippenspiel der Schüler gewesen.

Am zweiten und dritten Weihnachtstag besuchte man sich gegenseitig und be-

wirtete die Gäste mit Allem, was das jeweilige Haus hergab.

Die stellvertretende Bundesvorsitzende Erika Wiener warb für den Verein um neue Mitglieder und informierte über die lebendige und umfangreiche Vereinsarbeit des Bessarabiendeutschen Vereins mit seinen Gliedern in der gesamten Bundesrepublik Deutschland. Dabei hob sie besondere Dorfgründungsjubiläen und Förderprojekte des Vereins in seiner Tätigkeit als Brückenbauer im Jahre 2016 hervor.

Ganz im Sinne humanitärer Hilfe für seinen Heimatort Hirtenheim in Moldawien bot Robert Weiss eine gute Auswahl Moldawischer Weine und seine Ehefrau Monika frisch gekochte bessarabische Bonbons und Kekse an seinem Verkaufstand an.

Für „Hilfe für Bessarabien“ sorgte die Arziserin Hilde Leder an ihrem Basar. Eine große Auswahl an handgearbeiteten Geschenken von Stoffarbeiten über Schmuck bis Strickwaren für Groß und Klein konnten die Besitzer wechseln.

Am Büchertisch wartete ein gutes Sortiment an Lektüre auf interessierte und neugierige Leser. Souverän regelte

Kathrin Leonard geb. Hilpert den Abverkauf.

Im Rahmen ihrer Arbeit als Delegierte informierte Christa Hilpert-Kuch als Dozentin an der Volkshochschule alle Interessierten über zwei Kochkurse für **Bessarabische Kochkunst** im Landkreis Verden:

**Freitag, den 3.3.2017
und Freitag, den 31.3.2017,**

jeweils von über 5,0 Ustd.,
von 18.00–21.45 Uhr.

**Information und schriftliche
Anmeldung:**

Kreisvolkshochschule Verden,
Artilleriestr.8,
27283 Verden (Aller)
Tel. 04231 15 119,-140,
Fax 04231 15-170
kreisvolkshochschule@landkreis-verden.de,
www.kvhs-verden.de

**Anmeldeschluss:
21.2.2017 und 21.3.2017**

Zeitzeugenbefragung zur Umsiedlung, Flucht und Vertreibung von Deutschen im Zweiten Weltkrieg

Interview mit meinem Großvater – PowerPoint-Präsentation von Julius Marx

VON EGON SPRECHER

Heute möchte ich Ihnen, liebe Leser, einen Jungen vorstellen, der als 14-jähriger im Deutschunterricht des Gymnasiums in Roßdorf bei Darmstadt die Aufgabe bekam, eine Zeitzeugenbefragung über das Kriegsende 1945 durchzuführen und darüber zu berichten.

Julius Marx



Julius Marx, wandte sich an seinen Großvater, Wilfried Hanneforth, Ehemann der 1933 in Leipzig-Bessarabien geborenen Ilse-Lotte Hanneforth, geb. Pahl, deren Familie sich in Gütersloh-Isselhorst angesiedelt hatte.

Julius fragte bei einem Besuch: „Opa, können wir uns mal etwas zurückziehen, und bist du bereit, mir etwas über das Kriegsende zu berichten? Wie war das damals im April 1945 in Isselhorst?“

Der Opa war 1945 zwölf Jahre alt, konnte sich noch gut erinnern und erzählte dem Jungen viel. Doch es kam ihm der Gedanke, über das ereignisreiche Leben seiner Oma zu erzählen, wie die Familie Pahl im Jahre 1940 ihre Heimat in Leipzig/Bess. verlassen hatte, wie sie nach Deutschland kam, dann in Polen angesiedelt wurde, wieder im Januar 1945 flüchtete und letztendlich in Gütersloh-Isselhorst eine neue Heimat fand.

Als der Opa fragte, warum hast du dir keine Notizen gemacht, lächelte Julius verschmitzt; er hatte sein Aufnahmegerät in der Tasche! Nun hatte Julius viel zu tun.

Es galt zu recherchieren, Belege und Bilder zu finden, denn eine aussagefähige Präsentation sollte es werden.

Und im Ergebnis, ist sie es auch geworden. Die Arbeit wurde in der Schule abgegeben und die Lehrerin hatte sich mit dem Thema „Bessarabien“ auseinandergesetzt, was sicher nicht alltäglich war. Julius wurde gelobt, die Arbeit mit der Note 1 Plus beurteilt.

Wie schön ist es, wenn wir Älteren heute sehen können, dass sich junge Menschen, hier ein 14-jähriger Enkelsohn, mit der Geschichte seiner Familie über eine allgemeine Aufgabenstellung auseinander-

setzt. Wir freuen uns mit dem Opa und beglückwünschen Julius zu dieser gelungenen Arbeit. Für mich ist es etwas ganz besonders hier über Julius berichten zu können, denn ich fühle mich der Familie Pahl-Hanneforth sehr verbunden. Herr Pahl aus Leipzig/Bess. war schon dort Freund meines Vaters und half im Winter 1945 meiner Mutter mit uns Kindern die Flucht unbeschadet zu überstehen. Er war der „Treckführer“, der umsichtig und zuverlässig die flüchtenden Bessaraber von Polen in den Westen brachte.

Hier in Westdeutschland brach der Kontakt der beiden Familien nie ab.

Bilder des Monats Februar 2017

Foto Nr. 1



Wer weiß etwas Genaueres zum Inhalt dieser Fotos? Aus welchem Jahr stammen die Fotos?

Sollten Sie uns weiterhelfen können, so bitten wir Sie herzlich, uns über die E-Mail Adresse homepage@bessarabien.de mit Betreff „Bild des Monats“ oder per Post an **Bessarabiendeutscher Verein e.V.** zu informieren. Vielen Dank für Ihr Interesse und Ihre Unterstützung!

*Ihr Heinz Fieß, Administrator
von www.bessarabien.com*

Foto Nr. 2



Vielen Dank für die Rückmeldung von Frau Gertrud Effinger geb. Herrmann (*1934) zum Foto Nr. 1 des Monats Dezember 2016: Sie teilt mit, dass die rechtsitzende Person ihr Großonkel Christian Herrmann sei (*3.5.1884 in Arzis): Er war Küsterlehrer und Schulleiter und verstarb im Jahre 1959 in Waiblingen, Baden-Württemberg.

Siebenbürgen-Reise des EBW Donau-Ries

vom 14. bis 21. September 2016

TEXT: DEKAN I.R. HANS ISSLER,
geboren in Tulcea, Dobrukscha;
FOTO: MARGOT ARMBRUSTER-
SCHIECK

„Jedes dritte oder vierte Gemeindeglied arbeitet in unserer Kirche ehrenamtlich mit“. So berichtete es Bischof Reinhart Guib in Hermannstadt (Sibiu) den 37 Teilnehmern einer achttägigen Studienreise des Evangelischen Bildungswerkes Donau-Ries. Die Besucher aus dem Ries und dem angrenzenden Franken konnten sich bei Begegnungen und Gesprächen mit Pfarrern und Mitarbeitenden in Stadt- und Landgemeinden selbst vom lebendigen Gemeindeleben in der lutherischen Kirche überzeugen. Zwar gehört sie mit 13.000 Mitgliedern zur Minderheit in Rumänien. Trotzdem nimmt sie durch ihr kreatives Engagement in Schulen, Kirchenmusik und Diakonie ihre gesellschaftliche Verantwortung wahr und strahlt kraftvoll in den öffentlichen Raum hinein. Dabei werden Verkündigung und Seelsorge nicht vernachlässigt. Die 32 Pfarrer im Gemeindedienst halten sonntäglich drei bis vier Gottesdienste in den 240 Kirchengemeinden. Daran schließt sich in den Dörfern oft eine Kaffeetafel an. Bischof, Pfarrer, Kirchenmusiker und Mitarbeitende erzählten begeistert von ihrem Dienst. Sie verschwiegen nicht die Schwierigkeiten, aber sie berichteten vor allem von Aufbrüchen und gelingender Arbeit.

Markenzeichen sind Bildung, Kirchenmusik, Diakonie

In Kronstadt (Brasov) ist die Kirchengemeinde mit 960 Gliedern Träger eines deutschsprachigen Kindergartens, der vor allem von rumänischen Kindern besucht wird. Dieser Dienst wird in einer lebendigen Kinder- und Jugendarbeit fortgeführt. Im Religionsunterricht an den öffentlichen deutschsprachigen Schulen kommen 1.400, meist rumänische Schüler orthodoxer Konfession, mit dem evangelischen Glauben in Berührung. In Hermannstadt wurde eine private evangelische Schule mit reformpädagogischen Zielen eröffnet, die auch von rumänischen Schülern besucht wird. Viele Schüler erhalten so eine evangelische Prägung. In den Sommermonaten finden in der Stadtkirche Hermannstadt, in der Kirchenburg Mediasch (Medias) und an anderen Orten mit evangelischen Kirchen wöchentlich Orgelkonzerte statt. Die drei hauptamtlichen Kirchenmusiker in Kronstadt leisten eine herausragende Arbeit. Sie geben an drei Wochentagen Orgelkonzerte in der Schwarzen Kirche, die mit einem geistlichen

Wort verbunden sind. Die 35 Konzerte werden von 200 bis 300 Zuhörern besucht. Durch die Restaurierung vieler Landorgeln hat sich auch auf den Dörfern eine rege Konzerttätigkeit entwickelt. In Kronstadt bereichern Bachchor, Jugendbachchor und ein Kinderchor mit der Aufführung großer Oratorien und mit neuer Musik das musikalische Leben der Stadt mit 270.000 Einwohnern. Die Chormusik wird hier durch Instrumentalisten der Musikhochschule, der Philharmonie und der kirchengemeindlichen Kindermusikgruppe ergänzt. 80 Prozent der Chormitglieder und Musiker sind orthodoxe Christen, die hier den evangelischen Glauben wertschätzen lernen. Durch diese, aus unserer Sicht dezenten missionarische Arbeit werden Sympathisanten und neue Mitglieder gewonnen. In den genannten Städten betreibt die evangelische Kirche Altenheime, bietet „Betreutes Wohnen“ und „Essen auf Rädern“ an. In Hermannstadt gibt es dazu Dienste für Behinderte und sozial Schwache. Mit ihrer Hilfe wird Biogemüse angebaut und auf dem Markt verkauft. Eine Kleiderkammer und eine kostenlose Ausgabe von Medikamenten ergänzt diese Arbeit an bedürftigen Menschen.

Kirchenburgen sollen erhalten werden
Zum Besuchsprogramm gehörten nicht nur Stadt- und Kirchenführungen in Hermannstadt, Mediasch, Schäßburg (Sighisoara) und Kronstadt, sondern auch der Besuch der Kirchenburgen in Birtäl (Biertan) und Tartlau (Prejmer). Beide gehören, neben der Oberstadt von Schäßburg, zum UNESCO Weltkulturerbe. Man will die Kirchenburgenlandschaft erhalten. Siebenbürger Sachsen in Deutschland tragen mit ihren Spenden dazu bei. 18 Kirchenburgen konnten bisher mit EU-Mitteln restauriert werden. Vorträge über die Geschichte, insbesondere die Reformationsgeschichte, halfen der Reisegruppe, die 850-jährige Vergangenheit Siebenbürgens zu verstehen. Aus einer großen Minderheit von 300.000 Deutschen ist durch Auswanderung eine kleine Minderheit von unter einem Prozent der Bevölkerung Rumäniens geworden, die aber Erstaunliches bewirkt. So stellt sie mit Klaus Johannissen Staatspräsidenten, und das „Deutsche Forum“ in Hermannstadt, die politische Vertretung der Siebenbürger Sachsen, hält die absolute Mehrheit der Sitze im Stadtrat.

Interkonnektionelle Begegnungen weiten den Blick

Professor Dr. Stefan Tobler von der kleinen evangelischen Theologischen Fakultät



*Lebendige Minderheit
Besuch der Evang. Kirche Augsburgischen
Bekenntnisses (A.B.) in Siebenbürgen*

tät in Hermannstadt informierte über die ökumenische Situation. 85% der 20 Millionen Rumänen gehören der orthodoxen Staatskirche an, eine Million sind römisch-katholisch, 700.000 reformiert, 100.000 griechisch-katholisch, 400.000 gehören der pfingstlerischen und 200.000 der baptistischen Freikirche an. Im orthodoxen Seminar in Hermannstadt wurden den Reiseteilnehmern in der Kapelle Gottesdienst und Geschichte der orthodoxen Kirche vorgestellt. Im großen Hörsaal erfuhren sie, dass die rumänisch-orthodoxe Kirche durch Beratung und Zusammenarbeit mit der Diakonie Neudettelsau eine Sozialarbeit aufbaut. In Kronstadt berichtete ein griechisch-katholischer Priester, dass seine Kirche im Gottesdienst den orthodoxen Ritus pflegt, aber am römisch-katholischen Glauben festhält und den Papst als Oberhaupt anerkennt. Die Pfarrer dieser Konfession dürfen heiraten. In der kleinen Unitarischen Kirche erzählte der Pfarrer, dass die Unitarier die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes ablehnen. Für sie ist Christus „Gottes bester Sohn“. In der Synagoge in Kronstadt wurden die Teilnehmer mit jüdischen Bräuchen und dem jüdischen Gottesdienst bekannt gemacht. Mit dem Besuch der ehemaligen Sommerresidenz der rumänischen Königsfamilie (Schloss Peles bei Sinaia) und der Törzburg (Bran, „Dracula-Schloss“) wurden auch touristische Akzente gesetzt. Die Reise fand bei den Teilnehmern eine große Resonanz. Altoberbürgermeister Paul Kling (Nördlingen) dankte im Namen der Gruppe den Reiseleitern Dekan i.R. Hans Issler und Landwirtschaftsdirektor a.D. Ernst Schieck für Planung, spirituelle Impulse und organisatorische Durchführung dieser eindrucksvollen Studienreise. In den Dank eingeschlossen war der deutsch- und rumänischsprechende Pfarrer Siegmund Schmidt aus Hermannstadt, der während des gesamten Aufenthalts der Gruppe als Dolmetscher und Berichterstatter über Land und Leute unverzichtbar war.

Halbmond am Rande Europas Seminar

von Freitag, 03. März bis Sonntag, 05. März 2017,
im Konrad-Martin-Haus in Bad Kösen

Der Islam in der Dobrudscha, in Rumänien und Europa

Der Blick wird bei dieser Veranstaltung auf eine wenig beachtete Region am Rande Europas und ein aktuelles Thema gelenkt. Sowohl auf die Dobrudscha als auch auf den „Euro“-Islam, der die Dobrudscha jahrhundertlang während der osmanischen Herrschaft geprägt hat. Minarette und Kirchtürme, Glockengeläut und Muezzinrufe sind folglich in der rumänischen Dobrudscha traditionell beheimatet. Dieser Euro-Islam erlaubt ein relativ problemloses Zusammenleben der verschiedenen Religionen und Volksgruppen.

Das Beispiel zeigt, dass Integration keine Einbahnstraße ist und auch die Muslime in der Verantwortung stehen, was ihre Integration in westliche, europäische und christlich geprägte Länder betrifft. Das beinhaltet auch die Bereitschaft zur Anerkennung westlicher und christlicher Werte. Wir laden Interessierte zu einer spannenden Thematik herzlich nach Bad Kösen ein!

Dr. Josef Sallanz

Deutsch-Rumänische
Gesellschaft

Ingo Isert

Bessarabiendeutscher
Verein e.V.

Titus Möllenbeck

Haus am Maiberg

Anmeldung per Fax oder Mail bis zum 10.02.2017 an:

Haus am Maiberg,
Ernst-Ludwig-Str. 19,
64646 Heppenheim,
www.haus-am-maiberg.de
Tel.: 06252 9306-12/15, Fax: 9306-17
E-Mail: t.moellenbeck@haus-am-maiberg.de

Tagungsort

Konrad-Martin-Haus, Am Rechenberg 3, 06628 Bad Kösen,
Tel. 034463 6296

Kosten

80,- € für Unterbringung im DZ, Verpflegung und
Programm mit Materialien; EZ-Aufpreis 20,- €;
Ermäßigung nach Absprache

Vorbereitung und Moderation

Titus Möllenbeck, Bildungsreferent und stellv. Direktor im
Haus am Maiberg, Heppenheim
Ingo Isert, Ehemaliger Vorsitzender des Bessarabiendeutschen Vereins e.V.

Post aus Beresina – die Schule sagt: DANKE

VON HILDEGARD ZARFFS

Уважаемая госпожа Хильдегард
Царфс!

Администрация Березинского учебно-воспитательного комплекса от имени всех участников учебно-воспитательного процесса выражает огромную благодарность Общине бессарабских немцев, выходцев из славной Бессарабии, за оказанную помощь- сбор денег в сумме 200000,00 гривен для приобретения топливных котлов, которые были установлены в зданиях Березинской школы в ноябре 2016 года. В школьной столовой установлен пиролизный котел мощностью 30 киловатт (50000,00 гривен). Такого тепла как в этом году, школьная столовая не знает со времен постройки.

В главном корпусе школы установлены два котла мощностью по 75 кВт стоимостью по (75000,00 гривен каждый). Это пиролизные котлы, которые могут гореть как на угле, так и на альтернативном топливе- зерновые отходы, древесные брикеты, пиллеты из соломы. Это позволило сэкономить деньги на топливном материале.

Пользуясь случаем, хочется поздравить с Рождеством и Новым 2017 годом:

Herr Dr.h.c. Edwin Kelm, Ehepaar Hildegard und Fritz Zarffs, Frau Lilli Moses, Ehepaar Helga und Burkhard Wetzling, Ehepaar Rudi und Rosi Wanke, Ehepaar Rudolf und Hannelore Becker, Herr Oskar Kalisch, Frau Edith Schneider, Herr Edmund Matheis, Herr Albert Schneider, Ehepaar Leontine und Rudi Gamradt, Herr Ralf Decker, Herr Achim Schneider, Frau Ilse Sudrow, Frau Karin Tenner, Herr Alwin Stadel, Frau MR. Dr. med. Maria Brandenburg, Herr Dr. D. Lerch, Ehepaar Anja und Klaus Pinkis, Herr Dieter Stepper, Herr Erwin Stepper, Frau Eva- Maria Genter, Herr Harald Flugge, Herr Thomas Tramnitzke, Frau Angret Thormann, Frau Erna Kreimeyer, Frau Gertrud Stadler, Herr Heinz Burkhardt, Herr Reinhold Loffelbein, Frau Karin Behnke, Frau Elfriede Kube, Herr Siegfried Kube, Frau Else Kiesche, Frau Hildegard Boger, Herr Ewald Schneider, Frau Wally Klaiber, Ehepaar Wilfried und Hannelore Tramnitzke, Herr R. Hornung, Herr Johannes Schlauch, Herr Albert Nagel, Frau Petra Garthoff, Ehepaar Erwin und Edelgard Wiege, Frau Erika Wehrmann, Herr Siegfried Becker

Огромное спасибо за помощь!

Директор Березинской школы
Д.В.Сметана

*Übersetzung von Tatjana Topal, Lehrerin
für die deutsche Sprache in Tarutino:*

Sehr geehrte Frau Hildegard Zarffs!
Das ganze Schulkollektiv und die Schüler sind sehr dankbar für das Geschenk, dass die Schule von dem Bessarabiendeutschen Verein bekommen hat. Im Hauptgebäude der Schule stehen schon zwei Heizkessel mit der Leistung 75 KW jeder und jeder kostet 75000,00 Griwna. In der Schulkantine steht auch ein Heizkessel mit der Leistung 30 KW und kostet 50000,00 Griwna. Es war in der Schulkantine noch nie so warm, wie in diesem Jahr. Der Direktor und seine Kollegen und Kolleginnen gratulieren allen, die sich an diesem Geschenk beteiligt haben, zum Weihnachtsfest und Neuem Jahr 2017:

(Namen der Spender)

VIELEN DANK FÜR DIE HILFE!
Mit freundlichen Grüßen
Direktor der Beresina Schule
Dmitriy Smetana.

Drei Tage in Hoffnungsfeld / Arzis

TEXT: WALLY KLAIBER

Mit meiner Tochter Sabine Balasch reiste ich im August 2016 für zwei Wochen durch Bessarabien. Sie wollte die Region und die Dörfer, in der ihre Eltern (Ewald und Wally Klaiber) geboren sind und einige Jahre ihrer Kindheit verbrachten, kennen lernen. Nach unserer Reise durch die Dörfer um Tarutino und Arzis, einem Ausflug in die Steppe und dem Besuch in Frumuschika, kamen wir am 23. August 2016 gemeinsam mit Günther Vossler, unserem Fahrer Igor Ivlenko und Dolmetscher Vladimir Andronachi in Hoffnungsfeld, dem Heimatdorf meines Mannes an und wurden ins Restaurant zum Abendessen eingeladen. Der sehr festlich gerichtete Raum und liebevoll gedeckte Tisch waren eine große Überraschung für uns. Anlass war wohl auch mein Geburtstag am Tag zuvor, den wir hier feiern durften. Welch eine Ehre!

Es war ein herzliches Willkommen und wir alle spürten die uns verbindende Freundschaft, die in den vergangenen Jahren mit vielen gegenseitigen Besuchen zwischen uns gewachsen ist. Fast alle Anwesenden haben schon an einer Besuchsreise nach Deutschland teilgenommen. Wir übernachteten im „Hotel“, dem ehemaligen Elternhaus von Christian Vossler. Das Haus ist innen und außen schön renoviert. Im vorderen Teil des Hauses ist die Krankenstation untergebracht. Vera Bontscher ist für die Pflege des Hauses und des Gartens zuständig. Sie versteht sich auch auf die Zucht der wunderschönen Rosen im Garten. Am nächsten Tag nahm sich Svetlana Pavaluka frei und begleitete uns bei einem Rundgang durch das Dorf. Wir besuchten die Familie Bubnova, die das ehemalige Elternhaus meines Mannes bewohnt. Olga Bubnova ist Mutter von vier Jungen und allein erziehend. Es ist spürbar, dass diese Familie vielen Frauen des Dorfes am Herzen liegt. Sozialleistungen wie bei uns in einem solchen Fall kennt man in der Ukraine nicht, dafür aber tatkräftige Nachbarschaftshilfe.

Wir gingen weiter zum Museum, welches im ehemaligen Haus von Friedrich Vossler, das großelterliche Haus von Günther Vossler, untergebracht ist. Auch dieses Haus wurde außen komplett renoviert. Die Verwaltung, Gestaltung und Pflege des Hauses und großen Gartens obliegt Svetlana Pavaluka, die diese Aufgabe mit viel Engagement ausübt. Das besondere an diesem Museum ist, dass es nicht nur die Geschichte der Bessarabiendeutschen bis 1940 darstellt, sondern die Geschichte des Dorfes bis in die Gegenwart weiter erzählt wird. Es ist ein wunderschön gestal-

tetes und hoch interessantes Dorfgeschichtenmuseum.

Danach besuchten wir Irina Bjelaja, geb. Bodamer. Ihr Vater, Alexander Bodamer, wurde wie ich in Klöstiz geboren. Da er mit einer „nicht arischen“ Frau verheiratet war, durfte er nicht wie die anderen Bessarabiendeutschen ausreisen. Seine Kinder haben nach seinem Tod alle Unterlagen über seine Herkunftsfamilie aus Angst vor Verfolgung vernichtet, so dass die Nachkommen kaum etwas über die Geschichte ihrer Familie in den Jahren während und nach dem Krieg wissen.

Abends waren wir bei Maria Kosogar und ihrer Tochter Lilly eingeladen. Der Schwiegersohn, von Beruf Tierarzt, war noch beruflich unterwegs, dafür waren die Enkelin Elena mit ihrem Ehemann und ihrem Baby anwesend. Elena war auch schon in Deutschland und spricht sehr gut deutsch, welches sie bei Svetlana Pavaluka gelernt hat.

Ich staunte über die Herzlichkeit, mit der wir in jedem Haus begrüßt und empfangen wurden. Die Menschen öffneten uns ihr Haus, ohne dass wir lange vorher angemeldet waren und ließen uns teilhaben an ihrem Alltag.

Svetlana Pavaluka hatte in dieser Zeit sehr viel Arbeit, da ihr Chef, Bürgermeister Dimitri Tersi, längere Zeit krank war und sie seine Vertretung in allen Angelegenheiten wahrnehmen musste. Wir lernten ihren Arbeitsplatz kennen und erfuhren einiges über die politischen Veränderungsprozesse. Alle Formulare sind zwischenzeitlich auf ukrainisch ausgestellt, obwohl in dieser Region kaum ukrainisch gesprochen wird. Die Umgangssprache ist für die Menschen hier immer noch russisch. In der Schule stehen nun ukrainische Schulbücher zur Verfügung, so dass sich dies längerfristig ändern wird.

Abends nahmen wir an den Feierlichkeiten des Nationalfeiertags teil. Nur wenige Menschen des Dorfes fanden den Weg in das Clubhaus (ehemalige evangelische Kirche). Die Darbietungen der Schüler fanden große Begeisterung. Doch das Singen der ukrainischen Nationalhymne fiel etwas zurückhaltend aus.

Am nächsten Tag nahmen wir die Einladung von Ludmilla Bratinov an die Hotelanlage „Champagne“ am Schwarzen Meer zu besuchen und einen erholsamen Strandtag zu verbringen. Die Ferienanlage war mit Urlaubsgästen gut belegt. Da die Urlauber momentan nicht auf die Krim reisen können, weichen sie an andere Orte der Schwarzmeerküste aus. Diese Ferienanlage gehörte früher zur Sofkose in Hoffnungsfeld und war das Ferienhaus für die Arbeiterfamilien.

Die Anlage wurde in den letzten Jahren sehr vergrößert, mit schönen Restaurants, einer guten Küche und schön gepflegten Außenanlagen. Senioren aus dem Dorf Hoffnungsfeld haben uns erzählt, dass auch sie jährlich eine Einladung für einen Erholungstag in der Ferienanlage bekommen. Zurück in Hoffnungsfeld wurden wir eingeladen, die Schule und den Kindergarten zu besichtigen. Die Schule wurde in den Ferien von den Lehrern renoviert, alle Böden, Wände und Schiefertafeln frisch gestrichen, die Pulte aufgefrischt, etc. Überall roch es nach frischer Farbe. Die Lehrer waren bei unserem Besuch schon mit den Vorbereitungen für das neu beginnende Schuljahr beschäftigt. Wie auch in den Schulen in Wittenberg und Kulm war spürbar, mit wie viel Engagement die Erziehung und Bildung ausgeübt wird. Über die inhaltlichen Fragen der Bildungsarbeit haben wir allerdings nicht gesprochen. Abends konnten wir das Gespräch mit dem Lehrerehepaar Alexander und Nelly bei einem wunderbaren Kaladez noch vertiefen.

Am nächsten Morgen trafen wir uns mit Günther Vossler, Igor Ivlenko, Vladimir Andronachi, sowie Ute Schmidt zum leckeren Frühstück in der Werkskantine der „Champagne Ukraine“, der ehemaligen Schule. Unser nächstes gemeinsames Ziel war das Volksfest der Ethnien in Tarutino. Elf Ethnien aus dem Bezirk Arzis waren vertreten, die mit Musik, Tanz, Trachten und kulinarischen Köstlichkeiten zu diesem fröhlichen Fest beitrugen.

Ich danke Svetlana Pavaluka, dass sie sich so viel Zeit für uns genommen hat. Sie hat mit ihrer Übersetzungsarbeit sehr viel dazu beigetragen, dass Gespräche entstanden und wir so mehr vom Leben und Arbeiten der Menschen in Hoffnungsfeld erfuhren. Sie sagte uns, dass wir Glück hätten, die Heimatdörfer unserer Eltern besuchen zu können. Ihr Heimatdorf im Osten der Ukraine wurde im nun schon monatelang dauernden Krieg völlig zerstört. Ihre Familienangehörigen sind innerhalb der Ukraine zu Flüchtlingen geworden.

Unsere Reise war damit noch nicht zu Ende. Wir fuhren noch einige Tage in die pulsierende Stadt Odessa, um dort Kultur und Großstadtleben zu genießen. Aber das wäre ein extra Bericht.

Meine Tochter Sabine Balasch war sehr beeindruckt von den Begegnungen mit den Menschen in Bessarabien, dem friedlichen Zusammenleben einer Multikulti-Gesellschaft in dieser Region, der Steppe und der Kultur. Ihr Fazit: „Da muss ich noch mal hin“!

Möge es ihr vergönnt sein.



VON LENA KOCH
(JOZEFOWSKI),
CANADA; EINSENDER:
HEINZ-JÜRGEN OERTEL

Das Leben von Jakob Koch

Jakob Koch wurde am 26. Februar 1846 in Klöstitz Bessarabien (Russland) als Sohn von Martin Koch und Karoline Kuhn geboren. Seine Taufe war am 28. Februar 1846 und seine Religion war Lutheranisch Evangelisch.

Er wurde in einer Familie mit vielen Geschwistern groß und wurde Landwirt.

Am 23. Februar 1867 heiratete er die Euphrosina Poed welche am 21. Dezember 1848 in Paris, Kreis Akkermann, (Heute Wesselyj Kut **Веселий Кут**) in Bessarabien (Russland) als Tochter des Gottfried Poed und Anna Dorothea Fano zur Welt kam.

Ihnen wurden einige Kinder geboren von denen eine Reihe jung verstarben. Die wirtschaftliche Lage in Russland verändert sich ab 1871 und Jakob sah es an der Zeit seine Familie umzusiedeln.

Es gab eine Zeitspanne von 1875 bis 1883 in der in der Familie Koch keine Kinder zur Welt kamen. Vermutlich war Jakob da auf der Suche nach einer neuen Heimat für seine Familie. Dies Phase ist als zweite Periode der deutschen Einwanderung in die Dobruška bekannt.

Ob er gleich in die Dobruška ging bleibt dahin gestellt, da es keine Dokumente oder Hinweise gibt, was in diesen acht Jahren mit der Familie geschah.

Aber das nächste Kind, Philipp Koch, wurde 1883 nachweisbar in Fachia, im Kreis Konstanza in der Dobruška (heute Făclia Rumänien) geboren. Zwei weitere Kinder wurden noch geboren und nach dem letzten Kind, Reinhold Koch, geboren 1891, scheint seine Frau verstorben zu sein. Das Datum ist mir noch nicht bekannt.

Hier gibt es einige Unklarheiten, die noch geklärt werden müssen.

Die Familie behauptet, dass nur drei lebende Kinder da waren (Gottfried, Wilhelmine und Rebecca) und der Tod von Jakob wurde für 1910 eingetragen. Was immer damals vorgefallen ist, wurde verheimlicht und den Nachkommen nicht erzählt.

Sicherlich gab es in der Familie gute Gründe dafür.

Tatsache ist, dass Jakob Koch zwischen 1895–1900 die junge Witwe Barbara Albrecht geborene Reister, wohnhaft zur Zeit der Hochzeit in Fachia, heiratete und noch vier Kinder mit ihr hatte, die alle in Fachia zur Welt kamen.

In den Einwanderungs-Papieren aus Ellis Island von 1907 kam ein Jakob Koch mit seiner zehnköpfigen Familie in New York USA an, um weiter nach Tree Hills in die Provinz Alberta Kanada zu reisen.

Aufmerksam wurde ich auf den Namen als ich eine Suche bei Ancestry für Gottfried Koch machte. Gottfried Koch ist ein Sohn von Jakob Koch, der noch in Klöstitz zur Welt kam und unser Großvater war.

Jakob verließ Deutschland via Bremen Anfang November 1907 um mit seiner jungen Frau Barbara, geborene Reister, Reinhold Koch, dem Sohn aus erster Ehe mit Euphrosina Poed, Christina, Katharina, Lydia und Jakob, ein Baby noch kein Jahr alt, den Kinder aus der zweiten Ehe mit Barbara, und seinen Stiefkindern, Magdalena Albrecht, Gottfried Albrecht, Rosina Albrecht und Wilhelm Albrecht in Kanada ein neues Leben anzufangen.

Die Familie war unter Koch auf dem Schiff eingetragen. Laut Grenzübergänge ging Barbara mit einigen Kindern den Weg über Québec Kanada und war möglicherweise eher in ihrer neuen Heimat als Jakob.

Es war ein langer und nicht ganz billiger Weg für eine zehnköpfige Familie bis in den großen weiten Westen von Alberta in Kanada. Laut Angaben von Mitgliedern der kanadischen Koch Familie, kam Jakob

Philipp Koch und Familie in Trochu, Kanada



am 27./28. November auf die Farm, welche von Philipp Koch für Jakob gekauft wurde. Philipp Koch, der Sohn aus erster Ehe mit Euphrosina Poed, war schon einige Jahre vor Jakob in die USA ausgewandert und dann nach Kanada gekommen. Jakob Koch verstarb auf der Farm welche zu dem kleinen Ort Trochu, Provinz Alberta, gehörte am 30. November 1907 im Alter von nur 61 Jahren. Seine neue Heimat hatte ihn nur zwei Tage gehabt.

Die Kochs Familie hielt sich tapfer und laut Familienangaben bewirtschafteten Philipp und Reinhard die Farm für viele Jahre. Philipp heiratete seine Stiefschwester Magdalena Albrecht und sie hatten einige Kinder welche sich nun verteilt haben.

Die Farm in Trochu wurde wohl verkauft. Aber das Grab von Jakob sollte dort gewesen sein. Wenn die zurück gebliebenen Kinder es gewusst haben wurde nicht darüber geredet. Jahrelang habe ich geforscht und forsche noch immer, um die Lücken welche ich immer noch finde, zu schließen.

*Lena Koch (Jozefowski)
Ehefrau zu Friedhold Koch, einzigstem Sohn von Adolf Koch (Sohn des Gottfried Koch und Luise Flath), Yarker Ontario, Canada*

Dies ist die Geschichte von Jakob Koch, der mit seiner zweiten Frau die mehr als 25 Jahre jünger war, über die USA (Ellis Island) nach Alberta Kanada ausgewandert ist. Er hatte neun Kinder, welche er als Koch ausgab. Von diesen Kindern war ein Kind aus erster Ehe und vier aus seiner zweiten Ehe. Die anderen waren die Kinder der zweiten Frau. Jakob verstarb am 30. November 1907 in Trochu, Alberta Canada und seine Söhne aus erster Ehe, Philipp und Reinhold erbten die Farm die Philipp schon vorher dort gekauft hatte.

Wenn jemand mehr wissen möchte, dann darf er mich gerne anschreiben. Jede Verbindung mit Nachkommen wäre ein Plus bei meiner Forschung. Der Name der zweiten Ehefrau war Barbara Albrecht, geborene Reister, die mit Johannes Albrecht verheiratet war.

Danke recht herzlich
Lena Koch am 16.01.2016
E-Mail: lenajoze@gmail.com

60 Jahre Gnadentaler Treffen – 1956 bis 2016

„Das Gnadentaler Treffen im Wandel der Zeit“ – Teil 2

TEXT: HILDE BAREITHER

Bereits bei unserem letzten Treffen im September 2015 habe ich dargelegt, wie es zu den offiziellen Gnadentaler Treffen gekommen ist. Ebenso war es für das Verständnis der damaligen Lage unserer Landsleute nötig, ihre Geschichte nach der Umsiedlung kurz zu umreißen.

Heute können wir nun tatsächlich 60 Jahre Gnadentaler Treffen begehen, wie im letzten Jahr bereits belegt. Die zuvor stattgefundenen Jahrgangstreffen sind dabei nicht berücksichtigt, weil nicht nachweisbar. Das ist fast ein Menschenalter oder 2 bis 3 Generationen.

Menschen und Umstände haben sich entwickelt – manchmal anders als gehofft. Das Beste aber war und ist für uns alle, dass wir seit rund 70 Jahren keinen Krieg im Land erleben mussten.

Die beiden Jüngsten im Ausschussteam, Ingrid T. (Hermann) und Michael S. (Rüb) waren sich einig, dass sie sich bei Treffen immer **verloren** vorkamen. Sie konnten nicht erkennen, w o ihr **Platz** in dieser Gemeinschaft war.

Schon in den 50er-Jahren fühlte ich mich ebenfalls als Anhängsel meiner Eltern, da ich nur sehr wenige der Anderen kannte. Trotzdem gingen meine Geschwister und ich gerne mit zum Treffen auf den Killesberg, weil wir mittags Schnitzel und Pommes essen konnten. Auf die Tanzmusik gegen Abend mussten wir allerdings verzichten, da die Tiere im Stall Zuhause versorgt werden mussten.

Ingrids und Michaels frühere Empfindungen sind der Grund, die Masse derer, die sich wiedergefunden hatten, **ungefähr** zu sortieren und zwar nach ihrem jeweiligen Erfahrungs- und Entwicklungsstandard:

- a) Die älteren und mittleren Jahrgänge mit Familie
- b) Alleinerziehende Frauen, deren Männer tot oder noch verschollen waren
- c) Heiratsfähige junge Menschen
- d) Jugendliche und Kinder, deren Eltern den Flüchtlingsstatus hatten

Wegen der in diesem Jahr vorgesehenen **detaillierten** Behandlung des Themas ‚Das Gnadentaler Treffen im Wandel der Zeit‘, muss ich die inzwischen **gescheiterten** Hintergründe in Württemberg, wie in ganz Deutschland, unmittelbar nach dem zweiten Weltkrieg beleuchten. Betonen möchte ich, dass es

für die Erlebnisgeneration **J ü n g s t e** Vergangenheit war.

Außer den für **alle** Bessarabiendeutschen vorausgegangenen Erlebnissen seit der Umsiedlung, wie bereits 2015 berichtet, fanden sie sich nach dem Ende des zweiten Weltkrieges in einer konfus anmutenden Ordnung zusammen mit Millionen andere Flüchtlinge wieder:

Es war die neue politische Situation. Ganz Deutschland war in Besatzungszonen, in der die jeweiligen Alliierten das Sagen hatten, aufgeteilt. In Württemberg waren es die Amerikaner. Die Behörden konnten nur handeln, wenn sie deren Einverständnis hatten.

Wohnraum wurde angesichts der immensen Flüchtlingszahlen **zwangsweise wirtschafte**. Hatte eine alleinstehende Person eine drei Zi.-Wohnung, musste sie ein Zimmer an Flüchtlinge abgeben. Küche, Toilette und evtl. Bad mussten gemeinsam genutzt werden. Wünsche wurden nicht berücksichtigt. Es gab viele Reibungsmöglichkeiten zwischen Wohnungsinhabern und Einquartierten. Manchmal entstand aber auch eine respektvolle Beziehung.

Nahrungsmittel wurden durch Lebensmittelkarten behördlich zugeteilt. Nur wer gemeldet war, hatte Anspruch auf eine. Alte Menschen bekamen die geringste Zuteilung. Wer als Schwerarbeiter eingestuft war, bekam die meisten Kalorien. Kleine sollten mehr Milch bekommen als größere, wobei diese öfter auch mit Wasser ‚gestreckt‘ war, was man an dem bläulichen Schimmer erkennen konnte.

Unter den Beziehern von Lebensmittelkarten suchte man vergeblich nach Übergewichtigen!

Wenn Gemeinden über eigenes Ackerland verfügten, gaben sie Flüchtlingen Hilfe zur Selbsthilfe: Ein ‚Stückle‘ konnte zugeteilt werden, auf dem Gemüse und Kartoffeln angepflanzt wurden - auch als Wintervorrat -, wenn diejenigen wussten, wie man das macht und wenn sie zumindest einen Spaten und Rechen und auch Samen hatten. ‚Rossbolla‘ (Pferdeäpfel) wurden schnellstens von der Straße geräumt, weil man Dünger für’s Stückle brauchte.

1946 gab es viel Bucheckern, aus denen man Öl pressen lassen konnte. Unsere Großmutter machte sich mit uns Kindern

auf den Weg von Kornwestheim nach Feuerbach, wir stiegen aber erst in Stuttgart aus, zwei Stationen zu weit. Sie war völlig ratlos, bis uns ein freundlicher Schaffner erklärte, wie wir doch noch ans Ziel gelangen könnten. Vom Bahnhof aus hatten wir noch eine ungefähre Wegbeschreibung und gelangten doch noch in den Wald oberhalb von Feuerbach. Wir waren sehr fleißig, brachten aber doch nur etwa 2 Kilo nach Hause. Wenige Tage später machten sich mein Vater und ein Onkel mit einem geliehenen Rechen und Getreidesieb nebst Säcken ebenfalls auf den Weg. Mit reicher Beute kamen sie zurück. Es reicht für mehrere Flaschen Buchelesöl.

Ich habe heute noch den Geruch in der Nase, wenn meine Mutter damit Kartoffeln anbriet.

Besonders mein Vater vermisse tierisches Eiweiß (z.B. Fleisch) sehr. Beim Metzger Durian in unserer Straße gab es ‚Blunze‘, eine dicke Wurst nur aus Blut und etwas Salz, aber **ohne** Marken. Zwiebel in etwas Öl angedünstet und dann die Blunze dazu gab zusammen mit Kartoffeln eine leidlich kräftige Mahlzeit für die Erwachsenen ergab, wir Kinder mochten das nicht.

Für Bekleidung und andere Gegenstände des Lebensbedarfs musste man jeweils Bezugscheine beantragen. Hatte man den Schein, musste man suchen, w o es den beantragten Gegenstand gab.

Geld spielte dabei keine große Rolle, denn ohne behördliche Genehmigung bekam man nichts dafür, bis zur Währungsreform am 20.06.1948.

Ab Montag, den 21.06.1948 gab es die Deutsch-Mark. Jeder bekam das Kopfgeld von 40 DM. Die Reichsmark-Ersparnisse konnten 10:1 in die neue DM-Währung umgetauscht werden. Die Mangelwirtschaft hatte ein Ende, denn die Kaufleute rückten nun ihre verborgenen Schätze heraus.

Persönlich ist mir dieser Sonntag in guter Erinnerung, weil ich im Auftrag meines Vaters eine Rechnung vom Schmied in Ossweil bezahlen musste, um allen Missverständnissen vorzubeugen.

Das bedeutete das **Ende des Schwarzen Marktes**, der so hieß, weil er illegal war. Menschen tauschten Wertgegenstände, wenn sie welche hatten, meistens gegen Lebensmittel, aber auch gebrauchte, gut erhaltene Bekleidung, evtl. auch ein Fahrrad oder gar ein Motorrad. Arbeit ließ man sich auch am liebsten mit Naturalien

bezahlen. Es gab regelrechte Spezialisten im Schwarzmarkt-, Gewerbe'. Bekam einer z.B. 3 Flaschen Schnaps angeboten, wusste er schon ohne Kartei, wer seine Abnehmer sein könnten und mit welchem Gebot er selbst einen ordentlichen Gewinn machen würde.

Allerdings hatte er auch ein hohes Risiko, denn die amerikanische Militärpolizei machte an den bekannten Plätzen (meistens in größeren Städten) überraschend Razzien und kassierte Händler und Kunden samt ihrer Ware ein.

Doch wieder zurück in die Zeit davor.

Wir Älteren und Alten sollten uns nochmals daran erinnern, obwohl wir es ja schon wussten.

Wir wissen auch, **dass es keinen Zeitpunkt gibt, ab dem man sagen kann: „Es ist vorbei.“**

Die Erfahrungen in dieser Zeit (und nicht nur die) haben Maßstäbe in uns hinterlassen, die oft noch bis heute wirksam sind.

Das sollen die Jungen wissen!

Die gefühlsmäßige Situation der älteren und mittleren Jahrgänge zur Zeit des ersten Gnadentaler Treffens (einschließlich der vorangegangenen Jahrgangstreffen) habe ich bereits letztes Jahr angesprochen.

Sie hatten die gerade beschriebenen Zustände nach dem 2. Weltkrieg hier in Württemberg oder in anderen Besatzungszonen erlebt und waren von der Lebenserfahrung her fähig, den Aufwärtstrend in der Entwicklung aller Lebensbereiche nach der Währungsreform zu erkennen.

Das gab den Schwergeprüften wieder Kraft und Lebensmut.

Zukunft war möglich!

Die Alten jedoch waren sehr benachteiligt:

- Sie hatten nicht mehr viel Lebenszeit, also nur wenig/keine Zukunft
- Sie hatten keine materiellen Güter mehr, von denen sie im Alter zehren konnten.
- Sie konnten nicht mehr mit Stolz auf ihr Lebenswerk zurückblicken.
- Nur im Kopf spielte sich das noch ab und oft nervten sie mit ihren Äußerungen nicht nur Außenstehende.

Unter der vielen unbekanntenen Menschen um sie herum wusste keiner, dass sie ein ehrbares Leben geführt und Achtung verdient hatten. Nur die Gnadentaler zollten ihnen Respekt für ihre Vergangenheit.

Pietistische Gnadentaler, überwiegend alte Leute, fanden Gemeinsamkeit im

Glauben mit einheimischen Teilnehmern in bereits bestehenden ‚Stunden‘ (z.B. in Kornwestheim).

Ihr persönliches Ziel war/ist das **e w i g e L e b e n**.

Ihre weltliche Zukunft bestand darin, ihre Kinder und deren Familien nach Kräften zu unterstützen.

Sie **v e r l a n g t e n** nichts für sich, durften aber hoffen, dass sie bis zum Tod einen Platz in der Familie hatten. Wer nicht mehr mithelfen konnte, empfand sich als Last und sehnte sich nach einem baldigen Ende.

Ihnen fiel vielleicht eher auf als anderen Erwachsenen, wie wenig Freude das Leben für Kinder bereithielt.

Unser Großvater machte für seine Enkel-söhne jeweils eine kleine Peitsche. Der Stiel war von einer Haselrute. Am oberen Ende hatte er ein Muster in die Rinde geschnitzt. Irgendwo hatte er ein längeres Stück Leder aufgetrieben und schmale Streifen abgeschnitten. Jeweils einen befestigte er zusammen mit mehreren kürzeren Streifen am oberen Ende des Stiels. Mein Bruder war sehr stolz auf seine noble Peitsche und probierte sie u.a. auch an den Beinen seiner Schwestern aus, was ihm bestimmt ein männlicher Verwandter eingeflüstert hatte.

Alleinerziehende Frauen gab es mit sehr jungen Kindern und mit heranwachsenden bis ins Jugendlichenalter hinein, je nachdem, wie lange sie schon verheiratet waren.

Manche wussten schon, dass der Ehemann tot war, aber von vielen verschollenen Männern hoffte man doch, dass sie wieder in die Familie zurückkehrten.

Die unfreiwillige Trennung vom Partner ist i m m e r schmerzhaft und der Verlust des Vaters natürlich auch. Die möglicherweise trügerische Hoffnung auf die Rückkehr des Ehemannes zermürbte die Frauen zusätzlich.

Erst etwa Mitte der 50er-Jahre wurden die letzten Kriegsgefangenen aus russischer Gefangenschaft entlassen. Vorher starben noch viele. Diese Frauen hatten alle auch die Flucht und die beschriebenen Umstände im Nachkriegsdeutschland erlebt.

Der Ehemann/Vater galt noch viele Jahre nicht nur als Repräsentant der Familie, sondern war auch „Vordenker“ und „Vorarbeiter“ außerhalb des Haushalts. Er war und fühlte sich verantwortlich für die Versorgung der Familie. Manchmal wurden Probleme innerhalb der Familie besprochen und die beste Lösung gefunden, die der Mann dann nach außen verfolgte. Oft aber galt allein die einsame Entscheidung des Familienvorstandes.

Nun mussten diese Frauen nicht nur die Trennung vom Ehepartner ertragen, sondern sie waren alleine für die Familie verantwortlich. Die vorrangige Sorge galt natürlich den Kindern: Ernährung, Kleidung, behördliche Angelegenheiten usw. Für Zuwendung waren ihre zeitlichen und kräftemäßigen Reserven (fast) aufgebraucht. Alles musste zielführend sein. Aber die Kinder waren auch sehr bescheiden geworden: Hauptsache, die Mama war noch da!

„Unser Vater war immer präsent“, meinte meine Cousine. Sie kann sich gar nicht an ihn erinnern und ihr Bruder wurde erst nach seinem Tod geboren. Die Mutter hat ‚ganz nebenbei‘ dafür gesorgt, dass dem Bild an der Wand im Bewusstsein der Kinder Leben eingehaucht wurde.

Die reine Arbeitskraft des Mannes vermissten diese Frauen besonders schmerzlich, als vollständige Familien begannen eine neue Existenz aufzubauen oder gar die Baugrube für das geplante Haus ohne Maschinen aushoben. Sie sahen sich bei der Rangordnung des Ansehens in der Gnadentaler Gemeinschaft immer weiter nach hinten fallen.

Ja, ich weiß, dass bei den Bessarabiendeutschen – und da machen die Gnadentaler keine Ausnahme – das Ansehen a u c h vom materiellen Erfolg abhing.

Männliche Verwandte halfen mit Rat und Tat.

Aber wem gefällt schon die Rolle des Hilfsbedürftigen?

Unter den heiratsfähigen jungen Frauen und Männern gab es auch solche, die einander schon in Gnadental gefallen hatten. Wenn sie sich hier in Deutschland wieder begegneten kam es öfters zur Eheschließung. Nur die Männer zeigten, dass sie auf der Suche sind. Gerne hielten sie Ausschau nach Mädchen aus Gnadental oder einer bessarabiendeutschen Familie. Sie teilten (abgesehen vom Wehrdienst) das gleiche Schicksal. Jeder wusste, was Holubzie, Borscht, Harbusen oder Strudla sind. Sie wussten auch, wie man die Zutaten kocht (wenn man die Zutaten hatte). Sie waren in der Regel sparsam und scheuten keine Arbeit. Auch die Umgangsformen waren in den jeweiligen Familien gleich oder sehr ähnlich.

Das waren schon einmal **e n e r g i e s p a r e n d e** Motive, aber auch die Suche nach dem Vertrauten – ein Stückchen Heimat.

Jedoch gab es auch zahlreiche junge Männer und Frauen, meistens Flüchtlinge oder Heimatvertriebene, deren Herkunft – sowohl geographisch, als auch familiär –

höchst unterschiedlich war. Sie begegneten sich, verliebten sich und wollten natürlich auch heiraten, ein eigenes Zuhause, eine eigene Familie haben. Das ist der Fluss des Lebens. Dem stellt man sich nicht entgegen!

Eine Tante und ihr späterer Ehemann aus dem ehemaligen Sudetenland sind sich erstmals im Kuhstall bei einem Bauern, bei dem beide arbeiteten, in Kornwestheim begegnet. 1947 heirateten sie. Brautkleid und Schleier waren eine Leihgabe ihrer Schwägerin, die Kriegswitwe war, sich davon aber nicht trennen konnte. – Noch zwei weitere Tanten, die später heirateten, sind auf ihren Hochzeitsbildern in der gleichen Ausstattung zu sehen –. Der Bräutigam trug ebenfalls geborgte Kleidung, weil er nur noch Sachen als ehemaliger Soldat hatte. Sie waren ein schönes Paar. Gefeierte wurde ein paar Stunden in einem schwach beleuchteten Raum einer Gaststätte. Verwandte hatten Lebensmittelmarken für die Bewirtung zusammengelegt. Eine andere Tante hatte im Auftrag ihrer Bäuerin einen Guglhupf gebacken und mitgebracht. Für das Brautpaar war es ihr großer Tag. Ein Onkel und mein Vater gaben einen Sketch zum Besten.

Alle hatten sich bemüht, aus diesem Tag ein Fest zu machen. Rückblickend muss ich sagen: „Sehr spartanisch.“

Inzwischen bekam der neue Onkel eine Stelle als Betriebsschlosser bei der Firma Stotz in Kornwestheim. Das war schon eher seine Welt. Dort arbeitete er bis zum Ruhestand. Die Firma wurde ihm zur Berufsheimat. Vom Verbleib seiner Eltern wusste er viele Jahre nichts.

1948, noch vor der Währungsreform, wurde ihr erster Sohn geboren. Im Dachgeschoss eines großen Bauernhauses bewohnten sie zwei Zimmer. Die Möbel waren teils geschenkt oder auch bei der ‚Volkshilfe‘ erworben. Wasseranschluss und Toilette waren eine Etage tiefer. Alles war sehr einfach und doch viel besser als im Flüchtlingslager. Kinderwagen und Bettchen bekamen sie von der Tochter des Bauern geliehen. Säuglingsbekleidung machte auch oft die Leih-Runde, wobei Tante und Onkel höchstens ihre Arbeit als Gegenleistung anbieten konnten.

Damenbinden waren frei verkäuflich, damals waschbar und zum häufigen Wiedergebrauch gedacht. Wenn man die befestigten Enden abschneidet, konnte man ein größeres flächiges Stück Baumwolle (?)–Strick erhalten. Daraus ‚bastelte‘ die Tante ihrem kleinen Sohn ein Jäckchen. Aus verschiedenfarbigen Wollresten strickte sie Bündchen daran.

Not macht erfinderisch! Heute würde man sagen: ... steigert die Kreativität. Die Werksfeuerwehr der Firma Stotz hatte Helme und Gasmasken aus Wehrmachtsbeständen, die schwarz gespritzt waren. Aus Stahlhelmen wurden auch Salat- oder Spätzlessiebe. Die Leinen eines aufgefundenen Fallschirms wurden in etwa 8 cm lange Stücke geschnitten, aufgedröselte und von uns Kindern zerzupft, bis die einzelnen Fasern locker da lagen. Unsere Großmutter spann daraus ein matt glänzendes, weißes Garn, von dem uns unsere Mutter jedem ein Paar Kniestrümpfe mit kompliziertem Lochmuster stricken ließ. Gummi für den Rand gab es nicht, weshalb man sie dauernd hochziehen musste.

Der neue Onkel übertraf mit seinen technischen Kenntnissen und Fähigkeiten alle Männer in unserer Verwandtschaft. Meine Familie profitierte unzählige Male davon. Wir Kinder liebten ihn, auch weil er nicht besserwisserisch war. Er hatte uns auch gern, das hat die damalige Zukunft bewiesen.

Tante und Onkel bat man nie vergeblich um Hilfe, wenn es möglich war. Unsere Familien waren wirklich eng verbunden.

Nun soll der Fokus auf die Jugendlichen und Kinder der Nachkriegszeit gelenkt werden.

Sehr wenige besuchten das Gymnasium. Viele Jugendliche machten eine Lehre in einem handwerklichen oder anderen Beruf. Zu jener Zeit mussten sich Lehrlinge noch ‚hochdienen‘: Den anderen zuarbeiten, aufräumen, saubermachen und nur vorsichtig widersprechen, wenn es begründet war. In der Familie war ihre Mithilfe natürlich auch gefragt, z.B. bei der Bearbeitung des ‚Stückle‘, im Haushalt und bei der Betreuung jüngerer Geschwister.

Kontakte zu Gleichaltrigen ergaben sich manchmal aus dem schulischen und beruflichen Umfeld, und auch zu Landsleuten. Die Familie war für sie auf jeden Fall der sichere Ankerplatz, aber ‚mit der Nase im Wind‘ witterten sie auch Spaß, Freude und Zukunft.

Christliche Vereine und Chöre standen jedem offen. Zwei Verwandte von mir traten in Kornwestheim der Landjugend bei, Sie fühlten sich von der Herkunft her als Gleiche unter Gleichen, nur hatten ihre Eltern **keine Höfe und kein Land** mehr. Für sie war es aber trotzdem eine erfüllende Freizeitgestaltung.

Ohne es eigentlich zu wissen, suchten **alle** nach ihrem **ICH**.

Hungrig nahmen sie alles für sie Neue auf, das ihnen besser vorkam, als das, was sie schon kannten.

Elterliche Maßstäbe griffen nur noch teilweise, andererseits mussten Jugendliche um das elterliche Verständnis für ihre Freizeitgestaltung **ring en**, wie noch **viele Jahre danach**. Manchmal konnten sie nur durch List oder eine Lüge ihr Ziel erreichen.

Im einen oder anderen Fall hat sich das **patriarchalische Prinzip** noch lange erhalten.

Beispiel: Die Tochter solle eine Arbeits-hose des Vaters flicken, mit einem Stoff, der überhaupt nicht passt. Sie wendet bei der Mutter ein, die Mutter bleibt stur, der Vater kommt dazu und hört den erneuten Widerspruch seiner Tochter. Ohne Kommentar verpasst er ihr eine Ohrfeige. Jahrzehnte danach, im Großmutteralter, fragt sie sich immer noch: **W a r u m ?**

Ich glaube, der Vater wollte der Mutter Respekt verschaffen mit einem Mittel, das er als wirksam kannte.

Zum anderen zeigt es das **enge Weltbild** dieses Elternpaares. Man kann sich gut vorstellen, welchem **Stress** sich die Eltern in der neuen Umwelt, die sich immer weiter entwickelte, ausgesetzt fühlten.

Aus der Perspektive von Kindern kann ich aus eigener Erfahrung berichten:

Im März 1946 kamen meine Familie und ein Teil der Verwandtschaft in Kornwestheim, das eigentliche Fluchtziel, an. Dass wir Flüchtlinge waren, empfand ich nicht als Problem.

Mama, Papa und die Geschwister waren da, auch die Großeltern und ein beträchtlicher Teil der Verwandtschaft.

Wir hatten sogar eine zwar einfache, aber immerhin Wohnung mit eigener Haustür in der Langestraße. Abends kamen öfters die Gnadentaler Männer vorbei, die noch auf ihre Familien warteten, um mit vertrauten Menschen zu sprechen. Nach dem Abendessen mussten wir Kinder aber leider ins Bett.

Richtige Probleme machte dagegen die Schule.

Nachdem ich zu früh eingeschult worden war, monatelang gar keinen und dann Behelfsunterricht hatte, machte meine Mutter bei der Anmeldung geltend, dass ich eigentlich in die 2. Klasse gehörte. „Die ist voll. Sie kommt in die 3.“! bestimmte der Rektor. Die war jedoch auch schon sehr voll. Viele unbekannte Kinder, großes Schulhaus, viele Klassenzimmer und weiter Weg zur Silcherschule (beim Rathaus) in Kornwestheim.

Unterrichtsbeginn und -schluss waren nicht jeden Tag gleich. Den Stundenplan musste man meiner Mutter auch erst erklären. Als ich im Warthegau in die Schule kam, war ich stolz und tat alles, was ich sollte. N u n wusste ich oft nicht, was von mir verlangt wurde.

Vom Einmaleins hatte ich noch nie gehört, ebenso wenig von Einzahl und Mehrzahl oder von ‚Fällen‘. Meine Rechtschreibung war für die Klassenstufe auch mangelhaft.

Sowohl die räumliche, als auch die Wissensorientierung waren für mich ein einziger Wirrwarr. Am Schuljahresende, etwa im Juli 1946, wurde ich p r o b e - v e r s e t z t .

Schnell wussten alle Verwandten davon. Hin und wieder bekam ich Bemerkungen bezüglich meines Fleißes zu hören.

Eine Tante, die zu der Zeit beim Bäcker arbeitete übte nach der Arbeit das Einmaleins in den Sommerferien mit mir. Beim ersten Mal holte sie eine Brezel aus der Schürzentasche, knallte sie auf den Tisch und ‚versprach‘: „Die kriagsch, wenn’s kannsch!“

Ich wollte die Brezel doch gar nicht, nur Frieden und festen Boden unter den Füßen‘.

Im neuen Schuljahr (Herbst 1946) war die Schillerschule von den Amerikanern wieder freigegeben. Der Schulweg war überschaubar und vor allem hatte ich wieder Schulkameraden, die man auch mal in der Freizeit auf der Straße wiedersah.

Eine Klassenkameradin wohnte in der gleichen Straße wie ich und hatte den gleichen Vornamen. Wir wurden Freundinnen. Schulleistungen spielten dabei keine Rolle.

Licht am Ende des Tunnels!!!

Beim Einmaleins hatte ich etwas aufgeholt, aber mit jeder Klassenstufe kommen neue Anforderungen auf die Schüler zu. Ich schob immer noch einen Will von Nichtkenntnissen vor mir her. E i n e n Erfolg konnte die ganze Klasse bezeugen: Nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen, zu erklären, was eine Krippe ist, konnte ich es nicht fassen, meldete mich und ‚klärte‘ das.

Keiner hatte mir das zugeutraut.

Nie hatte ich das Gefühl, in dieser Situation zu sein, weil ich ein Flüchtlingskind war.

Noch bis ins Erwachsenenalter hinein machte ich mir Vorwürfe, dass ich in der Schule nicht fleißiger war. Erst dann lernte ich von berufener Seite, dass Begreifen und Reife unmittelbar zusammenhängen. Echte Reife lässt sich nicht erzwingen.

Da meine Schwester weniger als zwei Jahre jünger ist als ich, bin ich davon ausgegangen, dass ihre Erinnerungen an diese Zeit meiner sehr ähnlich sind. Das stimmt aber nur zum Teil.

Die Welt, von der die Erwachsenen häufig sprachen, war ganz anders, als die in der s i e sich zurechtfinden musste. Sie war verwirrt. Niemand konnte ihr Problem erkennen, geschweige denn, helfen. Im Gegenteil, sie wurde frühzeitig a b - q u a l i f i z i e r t und hatte damit zusätzliche Hindernisse in ihrer Entwicklung zu bewältigen.

Im jugendlichen Alter machte sie unserer Mutter deswegen heftige Vorwürfe, die sie wahrscheinlich als ungerecht empfand, weil sie doch ihr **Bestes** getan hatte.

Fast alle Erwachsenen g l a u b t e n wegen ihrer Lebenserfahrung oder ihres Berufes zu wissen, wie sich ein Kind entwickeln würde. Die meisten haben sich g e i r r t .

Manche hatten ein natürliches Talent für Psychologie und waren ein Segen für Abhängige. ‚Zuckerbrot und Peitsche‘ waren die gängigsten Erziehungsmittel, fast weltweit.

Unser Bruder, der jüngste in der Familie, hatte m.E. ein unbeschwertes Leben. Mit seinem Vespertäschle um den Hals ging er fröhlich ins ‚Schüle‘ (Kindergarten) und kam auch fröhlich wieder nach Hause. Mit ungeplanter Komik erheiterte er oft die ganze Familie. Alle schützten und liebten ihn.

Auf elternlose Kinder, alleinerziehende Männer, schwer Kriegsbeschädigte und Menschen, deren Kraft zum Weiterleben lange ‚vor ihrer Zeit‘ nicht ausgereicht hat, bin ich in meinem Beitrag nicht eingegangen. Ihre Lebensumstände können Sie sich mit Hilfe Ihrer Phantasie und der beschriebenen Nachkriegszustände selbst vorstellen. Vielleicht kann auch jemand von so Betroffenen berichten. Wie verschleppte Familien in der Sowjetunion und nach ihrer Rückkehr nach Württemberg ihr Schicksal verkraftet haben wurde ebenfalls nicht berücksichtigt. Es gibt noch viel z u e r g ä n z e n !

Obwohl ich versucht habe, die p r ä g e n - d e Zeit als Flüchtling, Bessarabiendeutscher und Gnadentaler n a c h dem Zweiten Weltkrieg in Württemberg im überschaubaren Rahmen zu halten, sind meine Ausführungen doch sehr umfangreich geworden.

Doch, n ü t z e n sie Ingrid und Michael?

Inzwischen ist mir bewusst, dass mein Beitrag nicht nur I n f o r m a t i o n über

die Nachkriegszeit ist, sondern zwangsläufig auch ein N a c h r u f für diejenigen, die nicht mehr leben.

W e r t s c h ä t z u n g !

Sie haben mit ihren Bemühungen und Leistungen versucht, die Weiterentwicklung ihrer Nachkommen zu begünstigen.

Frühzeitig haben Männer (und Frauen Anm. d. Red.) aus Gnadental ihre Intelligenz und Arbeitskraft der Allgemeinheit zur Verfügung gestellt. Dank derer können wir uns ein Bild unserer Vergangenheit machen und – wenn wir wollen – vervollständigen.

Mit meinen Möglichkeiten dazu beizutragen, war mir n a c h der Übernahme dieser Aufgabe ein Anliegen.

Als e i n Mensch der Erlebnisgeneration möchte ich für m i c h feststellen:

M e i n Lebensweg ist r e i c h an sehr u n t e r s c h i e d l i c h e n Erfahrungen. A l l e haben in mir ihre Spuren hinterlassen. Meine persönliche E n t w i c k l u n g hat mich zu E r k e n n t n i s s e n geführt, die schon seit Jahren **Ver-Wundung** in mir auslösen und danach fast nur D a n k b a r k e i t .

Zum Schluss unseres heutigen Mottos u n d anlässlich des Jubiläums kann man doch sagen: Die schwere Nachkriegszeit hat auch die Gnadentaler z u s ä t z l i c h zusammengeschweißt.

Die Welt um uns hat sich von 1956–2016 so verändert, dass man das 60-jährige Jubiläum nur mit b e s o n d e r e r Verbundenheit erklären kann.

Wie kann man das den jüngeren Nachkommen vermitteln und sie für die Geschichte ihrer Familie interessieren?

– Anregungen sind w i l l k o m m e n ! –

Anmerkung:

Liebe Frau Bareither,

als Nachkriegsgeborene haben mich die authentischen Schilderungen Ihres Lebens in diesem Artikel sehr berührt und bereichert.

Ich würde mich freuen, wenn ich als Redakteurin des Mitteilungsblattes mehr solcher Artikel publizieren dürfte.

Ich grüße Sie herzlich
Ihre Christa Hilpert-Kuch,
Redaktion

Reise in die Vergangenheit

TEXT:
HEDI ROSSKOPF, IM DEZ. 2016

In den letzten 15 Jahren war ich mit meinem Mann an allen Stationen meines Lebens. 2004, 2005 und 2007 waren wir in Bessarabien, meinem Geburtsland, 2006 im Warthegau in Polen und 2013 in Karaganda im Kasachstan, unserem Verbannungsort für elf Jahre. Hohnhardt, Kreis Crailsheim, wo wir 1956 aus Karaganda angekommen waren, Wangen im Allgäu und Isny, wo ich 1956 bis 1960 im Heim „Siloah“ zur Ausbildung war, besuchten wir mehrmals.

Jetzt fehlte nur noch Marienbad, wo wir nach der Umsiedlung aus Bessarabien und vor der Ansiedlung im Warthegau 1940-1941 ein Jahr lang im Lager lebten. Leider kann ich niemanden mehr fragen, wo dies genau war. Ich weiß aber, dass viele Landsleute in Hotels untergebracht waren, die später zu Lazaretten umgerüstet wurden.

Erwin Meyer, ein Seimener wie ich, Jahrgang 1920, jetzt wohnhaft in Wendlingen, haben wir aus Marienbad angerufen. Er glaubt zu wissen, wo wir einquartiert waren. Es müssen wohl Hotels und Häuser in der Halbhöhenlage rund um den Götheplatz gewesen sein.

Zu unserem 50. Hochzeitstag überraschte mich mein Mann mit einer Buchung in einem Hotel in Marienbad. Ein Jahr später, exakt zum 25.09.2016 waren wir dort. Marienbad ist eine schöne, prachtvolle Stadt.

Sie liegt im Tal, umgeben von immergrünen Bergen und Hügeln. In der Stadt gibt es zahlreiche große, gepflegte Parks mit uralten, zum Teil exotischen Bäumen. Die Gebäude ähneln allesamt Palästen und strahlen in freundlichen Farben.

Marienbad wurde vor 200 Jahren zum Kurort erklärt. Es gibt hier eine große Anzahl von Quellen, die bei verschiedenen Leiden helfen sollen. Vor dem ersten Weltkrieg kamen Fürsten und Könige nach Marienbad. König Edward VII von England war neun mal hier und traf sich 1904 mit Kaiser Franz Josef von Österreich. Auch Zar Nikolaus der II. war zu Gast. Viele Künstler, Maler, Musiker und Dichter kamen nach Marienbad, am häufigsten Johann Wolfgang von Goethe. Es gibt ein Goethemuseum, einen Goetheplatz und einen Goetheweg, der durch

den Wald führt. Am Ende des Pfades steht eine schöne Skulptur von Goethe mit Ulrike von Lewetzow, seiner späten Liebe.

Marienbad hat ca. 15.000 Einwohner und ständig bis zu 30.000 Gäste. Es hat vier Kirchen, eine Römisch-Katholische, eine Evangelische, eine Russisch-Orthodoxe und eine Anglikanische. In der Russischen Kirche ist eine kunstvolle Ikonostase aus Majolika, die ein russischer Adeliger bei der Weltausstellung in Paris gekauft und um 1900 der russischen Gemeinde gestiftet hat.

In der Evangelischen Kirche hörten wir ein Konzert mit Orgel, Geige und Gesang und beeindruckender künstlerischer Besetzung. Es wurde u.a. Bach gespielt, auch Air, wie zu unserer Trauung vor 51 Jahren in Ludwigsburg.

Bessarabische Mameloschen in Deutschland

TEXT: ARNULF BAUMANN

Dass in Bessarabien früher viele Juden lebten und dass sie untereinander ihre eigene Sprache verwendeten, ist unter älteren Bessarabiendeutschen bekannt; manche hatten auf Markttagen so viel von dieser „Jiddisch“ genannten Sprache, die eigentlich ein deutscher Dialekt ist, aufgeschnappt, dass sie es selbst sprechen konnten. Juden selber sprachen lieber von ihrer „Mameloschen“ (Muttersprache). Unter der NS-Herrschaft wurden viele bessarabische Juden ermordet, zum Verhungern gebracht oder sonst wie drangsaliert. Nach Kriegsende wanderten die Überlebenden größtenteils nach Israel aus, wo es viele Jahre ein „Haus Bessarabien“ als Treffpunkt für sie gab.

Doch auch in Deutschland finden sich einige Überlebende. Unter der Überschrift „Onkel Mischas Mameloschn“ berichtet die „Jüdische Allgemeine“ vom 9. 6. 2016 über Michail Capul, der heute in Köln lebt: „Geboren bin ich 1929 in Bessarabien unweit von Kischinew. Das Gebiet gehörte vor dem Zweiten Weltkrieg zu Rumänien. In meiner Kindheit habe ich Jiddisch, Rumänisch und Moldawisch gesprochen. Russisch habe ich erst mit 14 Jahren gelernt, als die Sowjetunion 1940 Bessarabien besetzte. Zu Hause habe ich immer jiddisch gesprochen, meine Kinder können es auch.“ Er stammt aus einer Schuhmacherfamilie und hat selbst dieses Handwerk gelernt und praktiziert, auf orthopä-

disches Schuhwerk spezialisiert, und lebte nicht schlechter als jeder Akademiker. „Als nach der Wende die Juden in Moldawien schikaniert wurden, verließen die meisten das Land“, nach Amerika oder Israel. Er habe die Papiere für Israel schon gehabt, habe sich dann aber für Deutschland entschieden: „Mein Vater hatte mir immer erzählt, dass wir Wurzeln in Deutschland hätten... Wir hatten schon unsere Zweifel, schließlich hatte man früher unsereins hier umgebracht. Aber es sind andere Zeiten, die Deutschen haben sich geändert. Sie sind nicht mehr die Bösen, die auf Befehl morden. In 21 Jahren hat mich hier noch keiner beleidigt.“ Seit dem Tod seiner Frau lebt er allein. Einmal im Monat wird er zur Synagoge geholt, zum Club „Mameloschen“. Dort singt er unterstützt von seiner Gitarre Lieder auf jiddisch und erzählt von der jüdischen Lebensweise und über die Feste von einst. Die meisten Teilnehmer sind Ältere aus Russland, aber es kommen auch 30 - 40jährige, sogar einige Deutsche. Weil er gut singen kann, singt er auch im Chor der Synagoge mit. „Meine ganze Familie bestand aus Musikern, Halbprofis. Wir waren eine große, neunköpfige, fröhliche Familie. Jeder konnte ein Instrument spielen und singen. Wenn wir zusammen Musik machten, hörte sich das wie ein Orchester an. Ich bin der Letzte, der noch am Leben ist. Solange mir Gott gibt - ich sage: Danke!“ So lebt bessarabische Lebensart auch unter Juden in Deutschland fort.

Wer hilft weiter?

Seit Jahren suche ich ein Rezept für ein Gericht, das meine Mutter gemacht hat. Sie nannte es Piroggen. Es war ein Teig aus gekochten, gestampften Kartoffeln, der mit Mehl und Eiern weiter verarbeitet wurde. Gefüllt mit süßem Quark. Die Klöße waren nicht rund, sondern länglich, ziemlich dick. Sie wurden im Wasser gegart und mit gerösteten Brotkrumen oder ausgelassenem Speck serviert.

Sollte ein Leser dieses Rezept kennen, dann bitte ich um Mitteilung an:

Helga Pütz, Frechen,
Email: nc-puetz.34@netcologne.de

Musikprofessorensensemble Romeo und Tatjana Luchian aus Moldawien wieder zu Gast im Dom zu Verden/Aller



v.r. Vater Romeo am Akkordeon, Ehefrau Tatjana an der Geige und den Töchtern, Daniele und Michaela, an der Geige und der Querflöte.



Monika und Robert Weiß im Gespräch mit der Familie Luchian

TEXT UND FOTOS:
CHRISTA HILPERT-KUCH

Sommer 2016: Mit ihren besonderen Stücken von Johann Sebastian Bach, „Jesus bleib in meiner Freude, der Meditation von „Jouillet Massenet aus der Oper Thaïss, wirkte Familie Luchian an der Gestaltung des Gottesdienst am 11. Sonntag nach Trinitatis zur Freude zahlreicher Gottesdienstbesucher aus dem Landkreis Verden mit. Vater Romeo am Akkordeon, Ehefrau Tatjana an der Geige und den Töchtern, Danielle und Michaela, an der Geige und Querflöte.

Vor 15 Jahren entschied sich die Familie Luchian aus politischen und wirtschaftlichen Gründen Bessarabien zu verlassen. In ihrer Wahlheimat der Grenzstadt Jasi in Rumänien, unmittelbar an der Moldauischen Grenze, hofften Sie auf eine bessere Zukunft mit ihren beiden Töchtern und den beiden Söhnen.

Die beiden Musikpädagogen lehren in Jasi an der Musikhochschule für Geige, Klavier, Akkordeon und Gesang.

Seit nunmehr zwanzig Jahren reist Romeo Luchian und später mit seiner sechsköpfigen christlich geprägten Familie für sechs Wochen nach Deutschland. So war es auch im Jahre 2016 mit ihren kleinen und großen Sommerkonzerten, der Musik von Bach bis Strauß, Stücke aus dem geistlichen Bereich und Folklore spielten sie sich wieder in die Herzen ihrer Zuschauer.

Große Dankbarkeit bringt die Moldauische Musikerfamilie der freundlichen deutschen Bevölkerung und insbesondere ihren Gasteltern in Achim, nahe Bremen entgegen. Durch diese alljährlichen Konzerte sei ihr Leben leichter und die Bundesrepublik mit den Jahren eine zweite Heimat geworden unterstreicht Romeo. Für die besondere Weise, anderen Menschen zu helfen, lobte er die Vorgehens-

weise von Monika und Robert Weiß für ihre geleistete humanitäre Hilfe an der Bevölkerung Hirtenheims in Moldawien und dankte für die Einladung für das Domkonzert in Verden.

Viele Hirtenheimer und bessarabische Freunde trafen sich anschließend zu einem gemeinsamen Mittagessen mit der Familie Luchian im Verdener Niedersachsenhof. Robert Weiß bedankte sich für das Interesse an dieser Veranstaltung und bot zum Erhalt der Arbeitsplätze in Moldawien verschiedene Moldauische Weine zum Verkauf an.

Der stellvertretende Bundesvorsitzende Egon Sprecher bat um Zusammenhalt so lange es geht mit den Worten: „Erzählen Sie Ihren Enkelkindern von Bessarabien

und reisen Sie dorthin und informieren Sie sich“.

Christa Hilpert-Kuch stellte den Anwesenden ihr Buch mit dem Titel: „Bessarabien, wir kommen!“ über ihre Rundreisen durch Bessarabien mit Dr. Kelm aus dem Jahre 2015 vor. Auf den an sie herangetragenen Wunsch eines Kochkurses für Bessarabische Spezialitäten in 2017 antwortete sie mit einem Versprechen.

In einer kleinen Zeitreise klassischer Musik belebte das Quadro Luchian, unter Einsatz aller ihnen zur Verfügung stehenden Musikinstrumente, die Hotelhalle.

Die Funken der Begeisterung sprangen auf die Zuhörer über und weckten das Fernweh nach Bessarabien.

Kirchenstreit in der Deutschen Ev.-Luth. Kirche der Ukraine

PASTOR I. R. ARNULF BAUMANN,
WOLFSBURG

Wiederholt ist im „Mitteilungsblatt“ über die Auseinandersetzungen innerhalb der „Deutschen Evangelisch-Lutherischen Kirche der Ukraine“ (DELKU) berichtet worden, die auch den ukrainischen Teil Bessarabiens als Teil ihres Kirchengebiets ansieht. Sie konzentrieren sich auf die Person des Bischofs Sergej Maschewski, der von Odessa aus die Kirche leitet. Eine besondere Rolle spielt dabei die Kiewer Gemeinde St. Katharina, die durch ihren damaligen Pastor Ralf Haska eine ausgleichende Rolle bei den Demonstrationen im Rahmen des „Euro-Majdan“ in unmittelbarer Nähe der Kirche gespielt hatte. In der „Evangelischen Zeitung für Niedersachsen“ sind über diese Gemeinde mehrere Berichte erschienen: Am 29. 5.

2016 berichtete Stefan Korinth unter der Überschrift „Kanzelkampf in Kiew“ über die dramatischen Ereignisse. Der Nachfolger Haskas, Hans-Ulrich Schäfer aus Pommern, war im März bei einer Tagung im Ausland an Herzversagen gestorben, wofür man in Kiew dem Bischof die Schuld gibt. Vorausgegangen war die Absetzung des bisherigen Kirchenvorstands und dessen Neuwahl, die vom Bischof und einem Kiewer Diakon angefochten wurde, worauf die Gemeinde beschloss, aus der DELKU auszutreten. Hintergrund war der Beitritt einer Gruppe von Mitgliedern einer Pfingstgemeinde unter Führung des Diakons Igor Schemigon, die seither eigene Gottesdienste in ukrainischer Sprache durchgeführt habe, die von dem neugewählten Kirchenvorstand untersagt wurden. Bischof Maschewski betont, dass die DELKU kein „deutscher

Club“ sein könne, sondern „Brückenbauer zwischen verschiedenen Konfessionen, Nationen und sozialen Schichten“ sein müsse. Umgekehrt wird dem Diakon (und auch dem Bischof) vorgeworfen, die Kiewer Gemeinde an die konservative „Lutherische Kirche – Missouri Synode“ annähern zu wollen. Bei einem Besuch des Bischofs am zweiten Advent 2015 kam es dann zu direkten Auseinandersetzungen über den Zugang zur Kirche. - In einem weiteren Beitrag „Verhärtete Fronten“ vom 5. 6. 2016 berichtet Korinths über die Hintergründe. Die Bayerische Landeskirche beendete ihre Partnerschaft mit der DELKU und damit deren finanzi-

elle Förderung. Der Bischof erhob schwere Vorwürfe gegen die von der Landeskirche gestützten früheren Finanzverantwortlichen der DELKU, denen er schwere Korruption nachsagt. Die Fronten seien auf beiden Seiten verhärtet.

- In der Ausgabe vom 30. 11. 2016 berichtet Korinths über den Fortgang in Kiew unter der Überschrift „Eine ganz besondere Pfarrstelle“. Die EKD habe Ruheständler aus Deutschland um Einsätze in Kiew zur Aufrechterhaltung des pfarramtlichen Dienstes angefragt. Über den Einsatz von Juli bis September ist der pensionierte Superintendent Friedhelm Vogel aus der Hannoverschen Landeskir-

che des Lobes voll: Von 300 Gemeindegliedern nehmen jeden Sonntag 50 am Gottesdienst teil, am Predigtfachgespräch habe man sich intensiv beteiligt; es gibt einen sehr engagierten Chor. Die Pfarrstelle sei zum 1. Juli 2017 zur Wiederbesetzung ausgeschrieben.

Man darf gespannt sein, ob die im Zuge der Auseinandersetzungen von 30 auf 20 Gemeinden geschrumpfte DELKU wieder zusammenfindet, wozu die Bereitschaft von allen Seiten betont wird. Offenbar überschneiden sich mehrere Konfliktpunkte, die nicht leicht auszuräumen sein werden.

Neujahrsgottesdienst in der ev. Gemeinschaft zu Hofgeismar

am 1. 1. 2017, Predigttext aus: Hes. 36,26 (Jahreslosung); gehalten von Lektor Egon Sprecher

Wochenspruch: Alles, was ihr tut mit Worten oder mit Werken, das tut alles im Namen des Herrn Jesus und dankt Gott, dem Vater, durch ihn. (Kol 3,17)

Begrüßung

Ein neues Jahr beginnt. Das vergangene hat uns sehr bewegt und unsere Welt verändert. Noch immer beschäftigt uns das. Die Losung, die das neue Jahr bestimmen soll, trifft darum genau unsere Sehnsucht nach Frieden und Veränderung zum Guten: „Ich schenke euch ein neues Herz und lege einen neuen Geist in euch.“ Es ist der Geist der Liebe, der uns zum Frieden führt, weil er uns von innen her verwandelt.

*Herr, unser Gott, gib uns für dieses Jahr
ein neues Herz und einen neuen Geist.
Wecke Mut und Zuversicht in uns,
brich Versteinertes auf,
belebe Abgestorbenes, wecke Totes auf:
Führe uns ins Leben durch dein Wort.
Darum bitten wir dich
durch Jesus Christus,
unsere Herrn,
der mit dir und dem heiligen
Geist lebt und Leben schenkt
von Ewigkeit zu Ewigkeit.*

Predigt zur Jahreslosung Hesekiel 36,26

Liebe Gemeinde, „Ich schenke euch ein neues Herz und lege einen neuen Geist in euch.“ Auf diese Zusage Gottes, die uns aus dem Mund des Propheten Hesekiel zu Beginn des neuen Jahres erreicht, möchte man am liebsten mit einem Stoßseufzer antworten: Ja, Herr, dann mach es doch endlich! Denn unsere Herzen sind mutlos und schwer geworden im vergangenen Jahr und drohen zu versteinern. Die Welt

ist in eine Unruhe geraten, wie wir sie selbst zu Zeiten des Kalten Krieges kaum erlebt haben. Terroranschläge haben uns tief erschüttert, die politische Situation ist unübersichtlich und bedrohlich geworden, die allgemeine Stimmung gereizt.

Und was das Allerschlimmste ist, jedenfalls aus der Sicht glaubender Menschen: Die Religion hat Schaden genommen! Unsägliche Gewalt wird begangen im Namen Gottes. Menschen radikalisieren und brutalisieren sich, indem sie sich auf Gott berufen. Religion, so scheint es, wird wieder einmal zur Geißel der Menschheit.

Und Gott nutzt dafür das stärkste und zugleich verletzlichste Mittel, das er hat: das Wort. Mit seinem Wort wirbt er um unsere Liebe. Das ist die Botschaft der Jahreslosung 2017, die aus dem Buch des Propheten Hesekiel stammt: Gott will uns verwandeln, in dem er uns kompromisslos und einseitig seine Liebe anbietet, die einzige Kraft, die uns von innen verändert. An die Stelle von Fanatismus und Egoismus soll die Liebe treten: „Ich schenke euch ein neues Herz und lege einen neuen Geist in euch“. Und weiter heißt es: „Und ich will das steinerne Herz aus eurem Fleisch wegnehmen und euch ein fleischernes Herz geben.“ Was für ein starkes Bild! Darum geht es Gott: das steinerne Herz in ein lebendiges, bewegtes, ein liebendes Herz aus Fleisch und Blut zu verwandeln! So zeigt es auch das schöne Bild unserer Jahreslosungskarte: Ein Herz aus Händen!

Die Liebe, zu der uns Gott verwandelt, ist nicht bloß ein Gefühl, sondern meint ganz konkret, wie wir uns von Mensch zu Mensch begegnen. All unsere Vorurteile, all unsere vorgefassten Meinungen bre-

chen doch zumeist zusammen, wenn Menschen sich miteinander vertraut machen, wenn sie nicht übereinander herziehen, sondern miteinander reden. Das ist eine Erfahrung, die viele gemacht haben, als sie im vergangenen Jahr begannen, sich um die Flüchtlinge zu kümmern, die zu uns gekommen sind. In der persönlichen Begegnung wandelt sich das steinerne Herz. Je mehr man einen Menschen kennenlernt, umso mehr begreift man, dass er dieselben Ängste, dieselben Wünsche und Sehnsüchte hat wie man selbst. Nur diese Begegnung auf Augenhöhe, die Begegnung von Mensch zu Mensch kann die Liebe stark machen.

Das genau ist der Grund, warum Gott in Jesus Mensch wurde. Das ist der Kern der christlichen Botschaft an unsere Welt: Gott wird Mensch, damit wir einander zu Menschen werden, die human miteinander umgehen! Darum rührt uns doch das Bild von der Krippe so tief an. Wenn Gott uns als kleines Kind begegnet -, kann es einen stärkeren Ausdruck für Gottes bedingungslose Liebe geben?

Weihnachten zeigt uns, dass es keinen Sinn macht, auf Strafe und Gewalt zu setzen, weil wir Menschen auf Strafe und Gewalt nur mit Gegengewalt und Rache antworten. Wir brauchen einen neuen Geist und ein neues Herz. Gewalt ist kein Weg! Am Kreuz Jesu erleidet Gott sie lieber, als dass er sie ausübt! Darum ist ausgerechnet das Kreuz, dieses Zeichen maßloser Gewalt, für uns Christen das Symbol für das Ende aller Gewalt geworden.

Diese einfache, klare Botschaft haben wir als Christen in der Welt zu bezeugen - und zwar ohne Wenn und Aber. Sie wird für das neue Jahr besonders wichtig sein. Gott schenkt uns ein neues Herz, einen

neuen Geist, der uns verändert. So einfach und so simpel ist diese Botschaft, dass es schwerfällt, sie zu glauben, und noch schwerer, sie so einfach und simpel zu verkünden. Wir müssen Gott darum bitten, dass er uns dieses Vertrauen schenkt und unseren Geist von innen heraus erleuchtet. Wenn wir als Christen für den Frieden in der Welt etwas tun können, wenn wir gefordert sind, unseren Beitrag zu leisten, dann ist dies das Allererste: unablässig um den Frieden zu beten, unablässig darum zu bitten, dass Gott unsere Herzen und unseren Geist zum Guten wandelt.

So fallen wir allen in den Arm, die den Namen Gottes missbrauchen, um Gewalt, Ausgrenzung, Ungerechtigkeit und Verfolgung zu rechtfertigen. Gerade in Zeiten entfesselter Gewalt ist es unsere Aufgabe, diese andere Geschichte zu erzählen: die Geschichte, wie Gott den Frieden in unsere Welt bringt.

Wahrer Glaube kennt keine starren Sätze und fanatischen Überzeugungen, sondern ist eine Haltung, die Gottes Liebe empfängt und weitergibt. Die Bibel erzählt eine große, dramatische Liebesgeschichte Gottes –, und sie erzählt sie mit Happy End! Das halten wir allen entgegen, die mit der Bibel in der Hand herumfuchteln

und meinen, auch sie spräche von Gewalt und Rache. Das tut sie, ganz ohne Frage: Sie tut es, weil es das ist, was wir überwinden müssen. Wir können es gar nicht laut genug sagen: Wo Menschen gegen Menschen die Hand erheben und meinen, dies im Namen Gottes tun zu dürfen, wird Religion missbraucht!

Ein neues Jahr beginnt. Wir betreten es voller Besorgnis, zu der es durchaus Grund gibt, aber eben auch voller Hoffnung, zu der es für uns im Licht der Verheißung Gottes noch viel mehr Grund gibt. Denn der Grund unserer Hoffnung heißt Jesus Christus. Und das gilt für alle Menschen, ob sie an ihn glauben oder nicht. Gottes Liebe ist stärker als unsere Angst. Wir alle sind zur Liebe berufen. Allein auf ihr liegt Segen. Es ist unser Auftrag als Christen, mit Herz und Verstand nach Wegen zu suchen, dass wir einander menschlich begegnen können. Frieden ist möglich, denn Gott verspricht auch uns: „Ich schenke euch ein neues Herz und lege einen neuen Geist in euch.“ Dann wird 2017 ein gutes, ein behütetes Jahr. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Jesus Christus. Amen!

Leserbrief

Dezember 2016

Sehr geehrte Frau Hilpert-Kuch,

zu dem von Ihnen gestalteten Adventstreffen am 11.12.16 in Verden möchte ich Ihnen ganz herzlich gratulieren. Ich habe schon viele Zusammenkünfte dieser Art besucht; aber dieses Treffen war für mich das schönste.

Vorweihnachtliche Freude, wie wir sie aus unseren Elternhäusern kannten, und das Gefühl zusammenzugehören schufen eine Atmosphäre, die alle Gäste beglückte. Ich habe alte Bekannte getroffen und „neue“ Landsleute kennen gelernt.

Im nächsten Jahr wollen wir uns wiedersehen, wenn Sie, Frau Hilpert-Kuch, in Verden oder anderswo wieder ein Treffen gestalten. Wir danken für Ihre Mühe; es war ein wunderbarer Nachmittag!

Mit freundlichen Grüßen,
Ihre Klara Bogs-Bogner

„Kindheit ohne Heimat“

– neu im Buchverkauf des Bessarabiendeutschen Vereins –



Die bewegendste Lektüre schreibt das Leben. Das trifft auch auf das Buch „**Kindheit ohne Heimat**“ zu. Dr. Eduard Braun hält seine schwere Kindheit und frühe Jugend in diesem 143-seitigen Band fest.

1933 wird der Autor in Hannowka/Bessarabien in eine arme, verschuldete Familie hineingebo- ren. Die ein Jahr danach verwitwete Mutter muss das Leben mit ihren 8 Kindern allein meistern. Die unbarmherzige Härte seiner Mutter, die der Autor von klein auf ertragen muss, sucht er mit dem eigenen schweren Schicksal der Mutter zu entschuldigen. Der Lichtblick im Leben des kleinen Eduard, als die Mutter 1938 wieder heiratet und die Kinder einen liebevollen Vater bekommen, dauert nur kurze Zeit, da er während der Umsiedlungszeit schwer erkrankt und die meiste Zeit bis zu seinem Tod im Jahr 1945 in Heilanstalten verbringt.

Der Autor erzählt von der Zeit in wechselnden Umsiedlungslagern in Sachsen und vom unregelmäßigen Leben der Kinder ohne Schulunterricht. Die versprochene neue Heimat soll die Familie mit 20 anderen bessarabiendeutschen Familien im Distrikt Lublin finden, wo für damalige Verhältnisse ein friedliches Miteinander mit den zurückgebliebenen polnischen Familien herrscht. Die Mutter ist nun bei der Bewirtschaftung ihres zugeteilten Hofes auf polnische Helfer und ihre drei jüngsten Söhne angewiesen, da die älteren schon verheiratet bzw. bei der Wehrmacht sind.

Der Autor erzählt über die vielen Begebenheiten im Kinderalltag mit polnischen Spielkameraden und über die schulischen Schwierigkeiten, die die Umsiedlerkinder zu bestehen haben. Auf Vorschlag eines Lehrers schickt ihn die Mutter auf eine Internatsschule, 200 km südlich von Zamość, die gleichzeitig als Kinderlandverschickungs-Lager fungiert. Durch die vielen Einzelheiten, die Eduard Braun aus dieser Zeit erzählt, erhält der Leser Einblick in die Erziehung bei der Hitlerjugend, die trotz des oft peinigenden Drills bei den Kindern und

Jugendlichen durch die erlebte Gemeinschaft auch Begeisterung hervorruft.

Durch die herannahende Front müssen die Lehrer mit den Schülern, die nicht zu ihren Eltern heimkehren können, den Ort der Schule mehrere Male verlassen. Der letzte Aufenthalt Anfang 1945 ist in Südböhmen. Ende April 1945 bereiten sich die Lehrer mit ihren Schülern auf die Flucht in Richtung Bayern vor.

Der 12jährige Flüchtlingsjunge durchlebt nach Kriegsende mehrere Stationen, wird von den verschiedenen Familien gut behandelt, muss aber oft hart in der Landwirtschaft mitarbeiten. Durch den DRK-Suchdienst erfährt seine Familie seinen Aufenthaltsort und nach mehr als drei Jahren kehrt er wieder in den „Schoß“ seiner Familie zurück. Aber lesen Sie selbst die ergreifenden Erinnerungen des Autors an seine „Kindheit ohne Heimat“.

Das Buch „*Kindheit ohne Heimat*“ von Eduard Braun, 14 x 21 cm, 143 Seiten, kann zum Preis von 12,80 € zzgl. Versandkosten beim Bessarabiendeutschen Verein in 70188 Stuttgart, Florianstr. 17, per Post, Telefon (0711-440077-0) oder E-Mail (verein@bessarabien.de) bestellt werden.

Unsere Schwester

Rita Höpfner,

geborene Schulz,

**ist am 23.01.2017
neunzig Jahre**

geworden.



Rita ist noch in Eigenfeld/Bessarabien geboren und hat einen prägenden Teil ihrer Kindheit dort verbracht. Das war eine schöne Kindheit. Aber sie hat dann Umsiedlung

und Flucht erleben müssen. Als junges Mädchen kam sie in Deutschland an. Sie gründete mit Heinz Höpfner eine Familie. Sechs Kinder, fünf Enkelkinder und drei Urenkelkinder sind heute ihr ganzer Stolz. Rita übte ihren Beruf als Schneiderin sehr arrangiert aus. Sie behauptete sich mit viel Erfolg im Arbeitsleben. Heute im Ruhestand, liest sie gern in bessarabischen Zeitungen und Büchern. Bessarabien ist und bleibt ein Lebensinhalt. Rita interessiert sich für das Leben in ihrem Heimatdorf Eigenfeld. Sie spendet für bedürftige Bewohner in Eigenfeld. Bei der Pflege des Umfeldes zu den Gedenktafeln in Leimbach, Ortsteil von Mansfeld, für die gefallenen Eigenfelder Väter und Söhne in den zwei Weltkriegen ist sie sehr engagiert.

Wir, die Geschwister Erni, Gerhard, Linde und Ilse mit Familien, gratulieren unserer lieben Rita recht herzlich und wünschen uns von ganzem Herzen, dass wir fünf Geschwister der Familie Schulz (Eduard und Pauline Schulz aus Eigenfeld waren unsere Eltern) noch lange schöne und glückliche Stunden in der Geschwisterrunde erleben dürfen.

Ilse Michaelis und Linde Daum

Eiserne Hochzeit



Im Oktober 1951 gaben sich **Richard Brost**, geb. am 12.02.1929 in Paruschowka, und **Mathilde** geb. **Kliem**, die das Licht der Welt am 16.03.1931

auch in Bessarabien in Kulm erblickt hatte, in Riesdorf in der Nähe von Magdeburg das Ja-Wort. In den 65 Jahren ihrer Ehe haben sie schöne aber auch harte Zeiten gemeinsam durchlebt. In Riesdorf haben sich Richard und Mathilde kennengelernt, wo sie nach der Flucht bei Kriegsende eine neue Bleibe gefunden hatten. Seinen Broterwerb fand Richard zunächst in der eigenen Siedlung, die er erhalten hatte. Weitere Stationen seines Arbeitslebens in der früheren DDR waren eine Maschinen-Traktoren-Firma und der Uran-Bergbau in Johannegeorgenstadt in Sachsen. Im Jahr 1955 flüchtete die Familie mit dem einjährigen Söhnchen Arnold in den „Westen“. Zwei weitere Kinder wurden dem Ehepaar geschenkt, im Jahr 1962 die Tochter Doris und neun Jahre danach der Sohn Olef. Ein harter Schlag traf die Familie mit dem Tod des Sohnes

Arnold. Er wurde nur 44 Jahre alt. Auch der Beginn in der BRD war nicht leicht. Anfänglich arbeitete Richard Brost in der Landwirtschaft und ab 1957 bis zu seinem Ruhestand im Jahr 1989 bei RWE-Rheinbraun im Erftkreis. Durch Fleiß und Sparsamkeit konnten Richard und Mathilde Brost schon im Jahr 1959 ihr eigenes Haus in Erftstadt-Liblar beziehen. Die Gartenarbeit macht beiden viel Freude und hält sie „fit“. Obwohl Richard Brost bei der Umsiedlung erst 11 Jahre alt war, hat er sie sehr bewusst erlebt. Zur Dorfchronik Alexanderfeld/Paruschowka konnte er wertvolle Informationen beisteuern. Er hängt immer noch sehr an seiner alten Heimat, und obwohl er schon mehrere Male sein Heimatdorf Paruschowka besucht hat, wünscht er sich, doch noch einmal eine Reise dorthin machen zu können. Im Oktober 2016 feierten nun Mathilde und Richard Brost mit ihren Kindern und deren Familien sowie guten Freunden ihre Eiserne Hochzeit. Möge das Jubelpaar gesund bleiben und noch viele schöne Jahre gemeinsam verbringen. Das wünschen ihnen die Wegbegleiter aus der alten Heimat und alle, die zum heutigen Bekannten- und Freundeskreis der Familie gehören.

Renate Kersting

*Befiehl dem Herrn deine Wege
und hoffe auf ihn,
er wird's wohl machen.*

Psalm 37 Vers 5

Großbottwar im Januar 2017

Aufrichtigen Dank

für alle Zeichen der Liebe, der Verbundenheit und des Trostes, mit guten Worten und Schriften, für alle Gesten der Trauer, für alle Blumen und Kränze, sowie Zuwendungen für Grabpflege, die wir beim Abschied meiner lieben Frau und unserer Mutter

Adeline Reule

geb. Kelm

† 16.12.2016

erfahren durften.

Besonders danken möchten wir

Herrn Pfarrer Braun für seine wegweisenden Worte

Frau Dr. Hildebrandt-Kunz sowie Frau Dr. Föll für die einfühlsame ärztliche Betreuung

der Diakoniestation Großbottwar für die pflegerische Begleitung

Herrn Hellerich für die Betreuung während der Zeit der Bestattung

für die musikalische Begleitung unter der Leitung von Herrn Walter Fink, dem VFR Heim für die Bewirtung am Nachmittag,

dem Jahrgang 1934/1935

den Landfrauen Großbottwar

sowie allen Menschen, die sie auf ihrem letzten Weg begleitet haben.

Hugo Reule
Harry und Klaus Reule

**Besuchen Sie
unsere Homepage:
www.bessarabien.com**

Jesus Christus spricht:
„Ich bin die Auferstehung und das Leben.
Wer an mich glaubt,
wird leben, auch wenn er stirbt ...“
Johannes 11:25



Wir haben Abschied genommen
von unserer lieben Mutter,
Schwiegermutter, Schwester und Tante

Milda Neumann

geb. Jakowenko

* 07.11.1921 in Seimeny/Bessarabien
† 22.08.2016 in Wasbüttel, Ldkrs. Gifhorn

Wir danken für die wunderbare Zeit mit dir und deine
Fürsorge wird uns immer fehlen.

In ewiger Liebe und Dankbarkeit

Deine Tochter Ingrid mit Ehemann Sigmund Ryl
Deine Schwestern Alwine und Ella mit Familien

Die Beerdigung fand am 26.08.2016, 12.30 Uhr auf dem
Friedhof in Wasbüttel statt.

Traueranschrift: Ingrid Ryl, Sandweg 4, 38553 Wasbüttel

„Ach, ich bin des Treibens müde! Was soll all die Qual und Lust?
Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust.“

J.W. von Goethe (1776)



Eduard Rösner

* 26. Oktober 1923 † 9. Dezember 2016

Wir sind sehr traurig und gleichzeitig
dankbar für alles, was du für uns gewesen
bist und was du uns gegeben hast.

Deine Ehefrau, Kinder und Angehörigen
Hilde

Angelika und Hans mit Amelie

Werner und Ulrike

Volker und Siegrid

Die Trauerfeier mit Beisetzung fand am Montag,
den 19. Dezember 2016, auf dem Friedhof in Heubach statt.

Schweren Herzens mussten wir Abschied nehmen
von unserer lieben treusorgenden Mutter,
Schwiegermutter und Oma



Elfriede Suckut

geb. Hülscher

* 14.06.1929 † 05.01.2017
in Leipzig, Kleinglattbach
Bessarabien

In großer Liebe und Dankbarkeit

**Renate und Karl-Heinz mit Benjamin, Rebecca mit
Simon, David, Andreas, Judith und Tabea**

Wilfried und Regina mit Marvin und Doreen

Matthias und Waltraud mit Manuel, Joas und Jiska



Emilie Vogt geb. Eckert feierte am 30.12.2016
im Kreis der Familie und zahlreicher
Freunde ihren 100. Geburtstag.

**Herzliche Glückwünsche,
alles Liebe und Gute,
vor allem Gesundheit!**

Thomas Vogt und Siglinde Haller,
Hanspeter Katz mit Felix und Jasmin

IMPRESSUM

Herausgeber: Bessarabiendeutscher Verein e.V., Florianstraße 17,
70188 Stuttgart, Bundesvorsitzender: Günther Vössler, Tel. (07 11) 44 00 77-0,
Fax (0711) 44 00 77-20

NEU: Redaktion im zweimonatlichen Rotationsverfahren:

Christa Hilpert-Kuch, Telefon 04235/ 2712

Brigitte Bornemann, Telefon 089/ 5432 0684

Norbert Heuer, Telefon 04254/ 801 551

Anschrift für Beiträge per E-Mail: redaktion@bessarabien.de

Per Post an Hauptgeschäftsstelle des Bessarabiendeutschen Vereins e.V.,
Florianstraße 17, 70188 Stuttgart. **Für kirchliches Leben:** Redaktion zur Zeit
vakant-Beiträge an: verein@bessarabien.de

Anschrift für Vertrieb: Hauptgeschäftsstelle Stuttgart, Florianstraße 17,
70188 Stuttgart, Telefon (07 11) 44 00 77-0, Fax (0711) 44 00 77-20,

E-Mail: verein@bessarabien.de; Internet: www.bessarabien.com

Kündigung 4 Wochen zum 31. Dezember des laufenden Jahres
möglich. Preisliste für Anzeigen (auch Familienanzeigen) ist in der Haupt-
geschäftsstelle Stuttgart zu erhalten. Die Redaktion behält sich Kürzungen und
Zusammenfassungen vor. Mit Namen gekennzeichnete Artikel stellen die
Meinung des Verfassers, nicht die der Redaktion und des Herausgebers dar.

Druck und Versand: Steppat Druck GmbH, Senefelderstr. 11, 30880 Laatzen
Das Mitteilungsblatt soll jeweils am ersten Donnerstag eines Monats erscheinen.
Das Jahresabonnement der Zeitung beträgt 42,- EUR,
Mitgliedsbeitrag (Jahr) 15,- EUR, beides zusammen
50,- EUR.

Mehrpreis für Auslandsversand: Luftpost 11,- EUR

Bankverbindung: BW-Bank Stuttgart,

IBAN: DE 76 6005 0101 0001 2870 42,

BIC: SOLADEST600

STUTTGART 

Gefördert vom Kulturamt der Stadt Stuttgart